Jean Paul - Studien

Josef Müller


Dei
Sub Numine
Viget

Jean Paul-Studien.



Von

Dr. Josef Müller.



München 1900.
Dr. H. Lüneburg, Verlag.

Druck von Dr. Datterer & Cie., G. m. b. H., München.

Jean Paul-Studien.

Inhalt.

Vorwort.

Der Einleitung habe ich nur noch beizufügen, daß meine Veröffentlichung von „Jean Pauls litterarischem Nachlaß" in der Fachschrift „Euphorion" VI. Band, 3. und 4. Heft, zu finden ist, und daß die gleichfalls erwähnte Arbeit über „Jean Pauls philosophischen Entwicklungsgang" im „Archiv für Geschichte der Philosophie" Anfangs des Jahres 1900 erscheinen wird. Die S. 160 erwähnte Studie „Jean Paul als Metaphoriker" habe ich für meine eben gegründete Zeitschrift für Religion, Philosophie und Litteratur „Renaissance" vorbehalten, wo sie als Unterabteilung einer größeren Untersuchung über „Geschichte und Philosophie der Metapher" gleichfalls in nächster Zeit, so Gott will, das Licht der Welt erblicken wird.

Obwohl mir wenig auf Jean Paul bezügliches oder von ihm herstammendes Material entgangen sein wird — ich habe dieserhalb die umfangreichsten Nachforschungen angestellt — möchte ich doch an dieser Stelle nochmals im Interesse der Litteraturgeschichte um Mitteilung alles den Dichter Betreffenden und noch der Öffentlichkeit Entzogenen bitten. Ganz besonders zu wissen wünschenswert wäre mir der Verbleib der von Düntzer im „Nachlaß Herders" erwähnten fünf Blätter, die dem Brief Jean Pauls an Herder vom 23. November 1798, und der „Kleinen Erinnerungen zur Metakritik", die dem vom 6. April 1799 beigelegen waren. Düntzer hat diese für die philosophische Richtung Jean Pauls, speziell für sein Verhältnis zu Herder und Kant, höchst wichtigen — um so wichtiger, weil confidentiellen —

Bemerkungen der Herausgabe nicht für wert befunden und sie sind seitdem verschollen. Suppan, Vorstand des Weimarer Archivs, hat sie bei seiner Neuherausgabe der „Metakritik" nicht mehr gehabt. Auch Major von Aulhorn, der Enkel Herders, zu Weimar konnte mir keine Auskunft geben. Ich wäre für Auskunft höchst dankbar.

Schließlich erübrigt mir noch, denen, die mich in meinen Jean Paul-Forschungen durch Zurverfügungstellung ungedruckten Materials gütigst unterstützt, besonders Hrn. Oberstlieutenant Brix Förster und Frau Laura Kallenberg, sowie deren Tochter, wärmsten Dank zu erstatten.

München, 14. November, am Todestag Jean Pauls, 1899.

Der Verfasser.

Einleitung.

Scipionem saepe ego audivi dicere, cum majorum imagines intueretur, vehementissimum sibi animum ad virtutem accendi.

Sallust. de bell. Jug. c. 4.

Als Holtei am hundertsten Gedächtnistag der Geburt Jean Pauls (21. März 1863) die Gedenkrede hielt, fragte er: „Warum ists heute so still? Welcher Gegensatz zu 1859, dieser jubelnden Gedächtnisfeier, wo überall bis nach Amerika, wo immer Deutsche waren, des großen Genius gedacht wurde, der an diesem Tag der Welt geschenkt wurde!" Was geschah für Jean Paul an seinem Jubiläumstag? Kaum eine stille Festversammlung in Bayreuth und ein Fackelzug der Gymnasiasten zum Standbild daselbst. Liegt die Schuld an dem Dichter, der veraltet, oder an seinem Volk, das sich zu seiner Größe nicht erheben kann? Funk, der Festredner bei der Enthüllung seines Denkmals in Bayreuth, sagte damals: „Zu den Ursachen, warum unser Gefeierter nicht der Dichter der ganzen deutschen Nation geworden, warum seine Schriften, diese weltliche Bibel, nicht in jedem Hause aufgeschlagen liegen, gehört auch diese: Wir sind noch nicht sittlich groß und stark genug, sie würdig zu erfassen und in uns aufzunehmen." Börne hat diese zeitweilige Vergessenheit im Hinblick auf den Zeitgeist geahnt, aber auch die Wiedergeburt des unsterblichen Genius am Ende des Jahrhunderts prophetisch ausgesprochen, indem er seine Festrede im Museum zu Frankfurt, 2. Dezember 1825, mit den

Worten begann: „Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. . . . . Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren uud alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichendes Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet und der heiße, beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt."

Wohlan, die Zeit ist da, wo der „edelste Dichter unserer Nation, an dem nichts undeutsch ist als der Name" (Funk), den Seinen wieder zur Erinnerung gebracht werden dürfte, wo die vielfach ungehobenen Schätze seines Geistes ans Licht gezogen und zur Wertung gebracht werden sollen, damit das Volk sehe, was es an Jean Paul besessen und seine künftige Mißachtung wenigstens keine Entschuldigung mehr finde.

Platen setzt Jean Paul unmittelbar neben Goethe, Gauß noch über Goethe, der Franzose Villiers preist ihn als Vereinigung von Dante und Sterne, und der Engländer Carlyle schrieb im New-montly magazine 1833: „Auf dem rauhen vielgipfligen Parnaß der Deutschen stand ein Mann, abgesondert von den andern, und ließ seltsame Weisen ertönen, die aber im ganzen nur wenige vernahmen. Unter den vielen mit Talent begabten Männern, welche Deutschland im letzten Jahrhundert geboren, ist Jean Paul der merkwürdigste, wo nicht der größte. Er war der deutscheste von allen, der freieste Denker, der kühnste Schwimmer im Ozean der Ideen, der vollkommenste Meister seiner Sprache und einer der tiefsten Philosophen, welche je zugleich große

Dichter, oder einer der erhabensten Dichter, welche je große Philosophen waren. Seine Gedanken paßte er nicht der Sprache an, sondern er nahm diese unermeßliche, schöpferische Sprache und komprimierte sie zu seinen Gedanken, nie belebte ein mächtigerer Zauber die toten Worte, nie erhielten Ideen eine kostbarere Fassung. Niemand brachte mehr eigenes Vermögen in den litterarischen Verkehr als Jean Paul und besaß obendrein die Gabe, Gold zu finden, wo ein oberflächliches Auge nur Schlacken sah."

Den Kern- und Glanzpunkt, in dem Jean Paul allen überlegen ist, aber hat Gottfried Keller getroffen, wenn er sagt: „Mag die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit Jean Paul zum alten Eisen werfen, . . . ihn werde ich nicht verläugnen, solange mein Herz nicht vertrocknet. Denn dies ist der Unterschied zwischen ihm und den andern Helden und Königen des Geistes: bei diesen ist man vornehm zu Gaste und geht umher in reichen Sälen wohl bewirtet, doch immer als Gast, bei ihm liegt man an einem Bruderherzen." Und ähnlich singt Hermann Lingg an Jean Pauls hundertsten Geburtstag:

„Ich möchte den Tag nicht schaun, der kalt
Von deinem Albano, von Vult und Walt,
Von deinen Lianen uns schiede.
Stets wehe um jenes Kampanerthal,
Wo du mir geglänzt als Ideal,
Ein stiller und heimlicher Friede!
Kometen gleich wird von Zeit zu Zeit
Dein Name sich vor der Unsterblichkeit
Erhellen lichter und lichter.
Zunächst dem Dioskurenpaar
Sieht dich die Nachwelt immerdar,
Den innigsten aller Dichter.

Die Weite und Tiefe seines Wirkens hat Jean Paul selbst gekennzeichnet, als er zu Funk äußerte: „Das Ziel meiner litterarischen Eintagsfliegen ist: den Menschen Ruhestätten zu zeigen schon vor der tiefsten, sie mit den Thoren zu versöhnen auf Kosten der Thorheit, ihnen in der Wüste Blumen, an

1*

Pedanten Freunde, am Hof Tugenden, im Schmerz die Seligkeit, in der Armut einen ebenso großen Reichtum und sogar in diesem einen, und am Ende auf der ganzen Erde zwei Himmel zu zeigen, einen jetzigen und einen künftigen."

Wo immer man Jean Paul betrachtet — und kaum hat ein anderer Genius soviele Sphären umspannt — ob als gemütsinnigen Dichter, als Philosophen und Denker, als Prediger der Religion und der nationalen Ideale, als Humoristen und Satiriker, als Metaphoriker, als Kunstphilosophen, als Kenner des Herzens und tiefblickenden Psychologen, als Meister der Sprache und Bereicherer unserer Ausdrucksformen, als Vorkämpfer für Freiheit und Volksbildung, als Zauberer im Reich der Phantasie ohne Gleichen: überall ist er der ersten einer, überall weiß er uns hinzureißen, uns Offenbarungen zu geben, die wir anderswo vergebens suchen, überall zeigt er uns eine Individualität, die in ihrer Eigenart und Unvergleichlichkeit aufs mächtigste anzieht, die aller Schablone und Herdenhaftigkeit selbst in Stil und Manier durchaus fern steht. Wenn Jean Paul trotzdem die Würdigung nicht erlangt hat, die sein seltener Genius verdient, so ist dies wohl der Unbekanntschaft mit seinen Werken zuzuschreiben, die wieder mit der unverdienten Zurücksetzung seitens der zünftigen Litteraturforschung zusammenhängt; denn Jean Paul ist immerhin ein Geist, der für das größere Publikum einer Einführung und Interpretation bedarf. „Jean Paul hat viele Verehrer gehabt; es wäre aber besser für ihn und das Publikum gewesen, wenn er mehr Erklärer gehabt hätte" — dies Wort, das, wenn ich nicht irre, Theodor Vischer gesprochen, ist bis heute richtig.

Des Dichters Neffe, Richard Otto Spazier, hat eine interessante pietätvolle Biographie geschrieben (in Berlin bei List in fünf Bänden erschienen 1833 und 1835; vgl. auch desselben Schrift: J. Paul Fr. Richter in seinen letzten Tagen und im Tod), Christian Otto in Hof, sein bester Freund, und Ernst Förster, der Gatte seiner ältesten Tochter Emma, haben mehrere Gesamt-

ausgaben veranstaltet und einen Teil des Nachlasses, sowie den Briefwechsel des Dichters herausgegeben (jedoch sehr fehlerhaft und in engherzig verstümmelter Form), Theodor Vischer hat sich um die Würdigung des Ästhetikers und Humoristen Jean Paul, Lange um die des Pädagogen, Planck um seine politisch-nationale Stellung verdient gemacht, Paul Nerrlich endlich hat, wie er sagt, auf Grund des gesamten Nachlasses eine umfassende Darstellung des „Lebens und der Werke Jean Pauls" verfaßt (Berlin 1889), von der man hoffte, daß sie die ersehnte erschöpfende Charakteristik würde, welche uns in das Werden und die Schöpfungen des großen Genius einführen und die Tiefen seines Geistes mit feiner Hand darlegen werde. Diese Erwartung wurde enttäuscht. Ich gestehe zwar gern zu, daß Herrn Nerrlich eine Reihe Aufklärungen namentlich bezüglich der späteren Geschichte des Dichters zu danken sind; aber schon in der Mitteilung des Aktenmaterials hat Nerrlich eine Reihe Verstöße, Schreibfehler, Auslassungen, Nachlässigkeiten begangen, und auch jene Bereicherungen der Litteraturgeschichte sind so, wie sie Nerrlich gibt, wertlos, da er es fast nie der Mühe wert findet, Rechenschaft über den Gang seiner Forschungen zu geben, Quellen und Auskunftswege anzuführen, bei abweichenden Anschauungen sich mit den Gegnern auseinanderzusetzen. Welcher Historiker würde es heutzutage wagen, in der Vorrede zu sagen: „Daß ich darauf verzichtete, durch Anmerkungen oder Exkurse auf diese Differenzen und auf anderes aufmerksam zu machen, dürfte mir schwerlich verdacht werden"? Es fehlt dem Verfasser nämlich gänzlich an exakter Methode; findet er es doch für nötig, in einer 70 Seiten langen Einleitung Rankes induktive Methode und Scherers feine Akribie als verfehlt hinzustellen, wobei er Ranke zum orthodoxen Christen macht und ihm nachredet, er habe die Resultate der theologischen Kritik einfach abgelehnt (vgl. hiezu Leopold v. Rankes Selbstbiographie und den Briefwechsel mit seinem Bruder Heinrich). Einzig am Platz sei bei Geistesentwicklungen die philosophische Konstruktionsmethode. „Die Geschichte hat sich in die Bot-

mäßigkeit der Philosophie zu begeben und von ihr sich Ziele und Wege vorschreiben zu lassen. Sie teilt damit freilich das Schicksal der übrigen Wissenschaften, so namentlich, da ja die Theologie bereits ein abgestorbener Ast ist, welcher demnächst (!) abgesägt werden wird, der Naturwissenschaften und der Jurisprudenz; doch wie diese kann auch die Geschichte nur durch diese Botmäßigkeit wahrhaft frei werden. Wer nicht der Philosophie dient, dient eben dem Hergebrachten, dem subjektiven, willkürlichen Meinen, im besten Fall dem gesunden Menschenverstand; wer aber sich in dem letztgenannten Dienst wohl fühlt, der gehört vielleicht zu den guten Leuten, sicherlich zu den schlechten Musikanten. Wie wir nun die Frage, welche Philosophie die Geschichte als Herrin anerkennen soll, von unserm Standpunkt aus beantworten, kann keinem Zweifel unterliegen. Mit welchem Recht wir uns gerade für diese (die Hegelsche) entscheiden, kann hier nicht bewiesen werden, es ist die einzige Voraussetzung, mit welcher wir an unsere Arbeit treten." S. 11.

„Um nun zunächst das Zeitalter Jean Pauls, hierauf aber diesen selbst zu verstehen, werden wir, dem Bisherigen zufolge, vorerst nach der Idee und dem Endzweck, welcher der gesamten Entwicklung zu Grunde liegt, fragen. Zum Teil ist diese Frage von uns bereits beantwortet, und es ist auch schon bemerkt worden, daß wir die endgültige Antwort lediglich in der Philosophie Hegels zu finden glauben.". S. 24.

Das Vorstehende möge auch als Probe des saloppen Stils und des brutalen, aufdringlichen Kathedertons gelten. Daß bei einem so subjektiven Schriftsteller wie Nerrlich von einem Versenken in die tiefe und reiche Persönlichkeit des Genius, von einem Versuch, den mannigfachen Seiten seiner Individualität gerecht zu werden, von einer Fähigkeit, den Leser in das eigenartige Schaffen des Dichters einzuführen, keine Rede sein kann, ist selbstverständlich. Besonders verletzend aber wirkt neben der groben und schiefen Zeichnung Jean Pauls und der

jeder künstlerischen Kraft entbehrenden Darstellung besonders noch der überlegene Ton, den der Biograph einem Jean Paul gegenüber annimmt. Wo dieser mit seinen Ideen übereinstimmt, namentlich wo er über Philologen und Geistliche („Pfaffen“ sagt Nerrlich in seiner geschmackvollen Sprachweise durchweg) satirisiert, bekommt er eine gute Zensur und wird gnädig herablassend belobt; wo er das Mißfallen des hohen Protektors (besonders wieder durch religiöse Allüren oder durch Lob der Antike) auf sich zieht, wird er wie ein Schulbube abgekanzelt und ihm Rückständigkeit, im Christentum zurückgebliebener Spiritualismus u. s. w. an den Kopf geworfen. Von einem Nahebringen des dichterischen Genius ist keine Rede; nur Nerrlichs Ansichten über Jean Paul lernen wir kennen; statt diesen diskret uns vorzuführen, sucht Nerrlich in Gervinischer Unart nach Vergleichen, die wie die Faust aufs Auge passen, nach Vorläufern und Nachfolgern; das ist fast die einzige Art seiner Charakteristik: „Lessing ist sein Vorläufer, sein direkter Abkömmling ist Heine“ (in der Einleitung zum „Lob der Dummheit“), „Börne der legitime Nachfolger Goethes und der Vorgänger Bismarcks (!)“ S. 22. Welcher Mensch außer Nerrlich wäre auf den Gedanken gekommen, daß Börne der Nachfolger und noch dazu legitime Nachfolger Goethes (nach welchem Thronfolgegesetz?) und Vorgänger Bismarcks sei? S. 118 wird mit gleichem Glück Erasmus als Vorläufer Luthers proklamiert, ebenso sei Swift „der erste Vorläufer der französischen Revolution, ja er weist bereits auf das Zeitalter Kants hin, wenn er die Forderung ausspricht, daß man die Vernunft immer mehr und mehr geübt machen und sich durch sie allein regieren lassen müsse.“ S. 115 werden wir belehrt, daß „in gewissem Sinn jeder weltgeschichtliche Philosoph von Thales an Atheist“ gewesen; ebenda wird Jean Paul zum Propheten des Messias Hegel erhoben, indem von dem Schluß des Aufsatzes „Über die Religionen in der Welt“, wo Jean Paul von einer Morgenröte spricht, die einen noch herrlicheren Tag verkündet, gesagt wird: „Diese

Worte allein könnten den achtzehnjährigen Jüngling unsterblich machen" (wohl: hätten ihn machen können, nämlich wenn die Worte überhaupt etwas Bedeutendes und nicht vielmehr eine Trivialität gewöhnlichster Sorte wären); „denn sie sind die Prophezeihung auf die Zeit, welche dereinst nach Hegel benannt werden wird." In Lob und Tadel ist Nerrlich stets maßlos und von unglaublicher Naivität. S. 259 behauptet er, Goethe habe seine Satire „Götter, Helden und Wieland" nach Erscheinen des Oberon geschrieben, S. 259 macht er Sailer zum Jesuiten, S. 283 leistet er das tiefsinnige Urteil, die Krüdener sei „keine Schönheit, aber schön" gewesen, mit Berufung auf eine „Zeitgenossin", von der wir auch nicht erfahren, wer sie gewesen. Solche unbestimmte Art des Citierens ist bei Nerrlich gewöhnlich, so S. 15: „„Ein großes Übel in den Wissenschaften"", so lesen wir anderwärts" u. s. w., S. 18: „„der gelehrte alexandrinische Dilettantismus"", so lesen wir anderwärts" rc.

Ebenso mangelhaft ist der Kommentar zu den einzelnen Dichtungen in der Kürschnerschen Nationallitteratur. Wir erfahren da, was Deisten und was Bedlam bedeutet, wer Longinus, Aeskulap, Brutus, Aristoteles, die Patristiker, die Presbyterianer gewesen, was ein Trapez sei, daß Mailand nicht mit Mai zusammenhänge, sondern von Mediolanum herstamme (4. Bd. S. 61); auch Nerrlichsche Kraftsprüche werden produziert, wie: daß das Rätsel der Vereinigung von Körper und Seele durch die Hegelsche Philosophie gelöst sei, ja daß seit Hegel überhaupt nicht mehr von „Seele" und „Körper" als von verschiedenen Wesen geredet werden dürfe (Bd. 1, S. 31); wo aber die Jean Paulsche Denk- und Sprachweise wirklich eine Erklärung nötig macht, da suchen wir bei Nerrlich vergebens; selbst Sätze läßt Nerrlich aus, um sie nicht kommentieren zu müssen, so im Lob der Dummheit das Citat aus Swifts Erzählung vom Kapitän Brunt; cf. meine Publikation der Schrift in Nord und Süd, Juli- und Augustheft 1899. (Soviel, was die allgemeinen

Fragen betrifft; von Nerrlichs Aufstellungen im einzelnen wird an Ort und Stelle die Rede sein.)

Um die Jean Paul-Forschung auf eine wissenschaftliche Höhe zu bringen, mußte ganz von vorne begonnen werden. Es war vor allem das vielfach noch ungedruckte Material einzusehen und darnach eine Textrevision des gedruckten Nachlasses vorzunehmen. Zu diesem Behuf studierte ich die 26 Fascikel, jeden mit etwa tausend Blättern, wie sie auf der Berliner Handschriftenbibliothek liegen, ferner die auf der Münchener Staatsbibliothek und die noch im Privatbesitz des Herrn Major Brix von Förster, des Enkels Jean Pauls, befindlichen Dokumente, auch den umfassenden Briefwechsel, dessen Urschrift in Berlin, München und Weimar liegt, und die gesamte über den Dichter handelnde Litteratur. Die Ergebnisse dieses Forschens, soweit sie die Textkorrektur und Erschließung neuer Quellen betreffen, werden im „Euphorion" demnächst bekannt gegeben; eine Reihe bisher unbekannter, höchst interessanter Arbeiten Jean Pauls werden von mir mitgeteilt und auf die sonst bekannten fällt neues Licht. Auch wird daselbst die gesamte Produktion des Dichters in Zusammenhang mit seinen Studien und seinem Lebensgang an der Hand seiner Excerpten und Tagebücher, die bis in sein sechzehntes Lebensalter hinab reichen, betrachtet und die récherche de la paternité nach allen Richtungen angestellt werden.

Eine weitere Frucht dieser Aktenstudien: „Jean Pauls philosophischer Entwicklungsgang" wird über die bisher ganz vernachlässigte Sparte des Denkers Jean Paul — und welch ein Denker war er! — volles Licht verbreiten; ohne die Kenntnis der zu Grunde liegenden Welt- und Lebensanschauung ist ja auch ein Verständnis der Dichtungen unmöglich, obwohl unsere zünftigen Litteraturhistoriker dies und die Notwendigkeit der philosophischen Bildung für das Litteraturfach immer noch nicht einsehen.

Auf Grund der vollständigen Kenntnis des Materials war nun auch eine tiefer gehende Charakteristik des Dichters möglich und eine Richtigstellung der vielerlei traditionell fort-

gepflanzten Irrtümer. Eine genaue Analyse des Genius habe ich versucht in meinem Werk: „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" (München bei Lüneburg 1894), wo ich die Bedeutung Jean Pauls als Philosophen, Moralisten, religiösen Führers, Pädagogen, Ästhetikers, Dichters, Sprachschöpfers und Politikers systematisch entwickelte. Daran schloß sich eine kleinere Studie über „Die Seelenlehre Jean Pauls".

Die folgenden Studien sind Ergänzungen, weitere Ausführungen dessen, was im Hauptwerk nur kurz angedeutet wurde, auch selbständige und neue Abschnitte, nirgends aber Wiederholung eigener oder fremder Leistungen.

I. Jean Paul als Mensch.

1. Willensdisciplin.

„Um den Autor zu fassen, muß man den Menschen begreifen", sagt Jean Paul im Anfang des Jubelsenior. Dies ist bei keinem nötiger als bei unserm Dichter, dessen Schöpfungen das getreueste Abbild des Menschen waren und nur aus seiner Persönlichkeit und seinem Leben verstanden werden können. Jean Paul betrachtete es als Pflicht der Ehrlichkeit für den Autor, die gepredigten Grundsätze im eigenen Leben darzustellen. „Leben soll der Autor, wie er schreibt, . . er soll in die weiten Tage seines Lebens die moralischen Kleinodien allmählich wahrhaft einwirken, die er seinen Traumgestalten in reichen Zusammensetzungen auf einmal umhängt, wie im Dresdener grünen Gewölbe alle die großen Juwelen, wovon anfangs die unächten Nachbilder in der sächsischen Krone aufgefädelt gewiesen werden, dann ächt auf Kissen umherstehen." (Briefe und bevorstehender Lebenslauf 9. Kap.) Eine ideale Lebensführung erschien dem Dichter aber auch als unentbehrliche Quelle und Voraussetzung einer charaktervollen Poesie, und er hat seinerseits stets betont, daß er nur aus eigener lebendiger

Überzeugung und Übung die Kraft und den Schwung seiner hohen poetischen Ideen gewinne. Daher schien ihm für den Dichter mehr als für jeden andern Selbstzucht und ethische Disciplin Lebensaufgabe und tägliche Vorschrift. Wie ernst er es selbst damit genommen, bezeugen seine Tagebücher und die Zeugnisse seiner Umgebung; Jean Paul als Charakterbildner und Lebenskünstler würde eine hohe Stufe einnehmen, selbst wenn er gar nichts geschaffen hätte. Sein Leben und Wirken nach den sichersten und erhabensten Leitsternen in harmonische Einheit zu bringen, die Pyramide seines Daseins in ethischer, ästhetischer und eudämonistischer Hinsicht so hoch als möglich zu bauen, sein inneres und äußeres Leben bis ins unbedeutendste Detail streng und vernünftig zu regeln, und so Stein auf Stein zu einem imposanten Geistesgebäude zusammenzutragen, darauf verwandte er von den Jugendtagen an unermüdlichen Fleiß, einen größeren als auf seine wissenschaftliche und dichterische Ausbildung.

Zu einer erhabenen Lebensführung aber gehören erhabene Ideen und große Lebensauffassung. Am nächsten liegt hier die Religion. Als Sohn eines Pfarrers streng und religiös erzogen, begeisterte sich der phantasievolle Knabe frühzeitig an den hehren Bildern, die ihm der katechetische Unterricht vor die Seele führte, trotz dessen ländlicher Dürftigkeit — vielleicht kein Kind hat die Poesie und das beglückende Gefühl der Gottesnähe am Beicht- und Abendmahlsmorgen so empfunden wie der Dichter (siehe die schwungvolle Schilderung in seiner Selbstbiographie); immer und immer wieder kommt er in seinen Idyllen auf diese seligen und ganz reinen Augenblicke zurück trotz seiner geänderten Überzeugung und wird nicht müde, ihnen immer neue Farben und Töne abzugewinnen; war ihm ja schon die Einsicht, daß nicht überirdische Wesen, sondern nur Menschen die Edenfrüchte des Weihnachtsbaums spendeten, eine tief schmerzliche Enttäuschung.

Aber die Wißbegierde und der Lesehunger des frühreifen Knaben war schuld, daß der Glaube der Kindheit trotzdem sehr

bald ins Wanken geriet, früher als diese Krisis sonst bei Gebildeten einzutreten pflegt. Die Zeitlage hatte hieran großen Anteil. Es gab kaum eine Periode, wo die Apologie des Christentums so sehr im Argen lag und alle führenden und tonangebenden Geister auf der Gegenseite standen, als das Ende des vorigen Jahrhunderts. Wenn in der Folgezeit die Angriffe sich noch mehrten und vertieften, so erstarkte doch auch die Orthodoxie zu energischerer und auch (nach unerläßlichen Zugeständnissen) zu erfolgreicherer Verteidigung. Damals aber waren die Vertreter der Orthodoxie nicht über der Höhe der Götze und Lange. Auch der protestantische Klerus, soweit er am Geistesgetriebe Anteil nahm und in Betracht kam, huldigte der Heterodoxie. Von dieser Seite nun, von seinem Instruktor Völkel, Kaplan in Schwarzenbach, und Pfarrer Vogel in Rehau, wurde dem talentvollen Jüngling die rationalistische Litteratur der Zeit zugänglich gemacht mit dem Erfolge, daß Jean Paul schon mit sechzehn Jahren in den allerersten Anfängen seiner schriftlichen Aufzeichnungen als Adept der Aufklärungsphilosophie etwa eines Nicolai oder Basedow erscheint und dem Offenbarungsglauben völlig entsagt hat. Der Aufsatz des 18jährigen Jean Paul „Über die Religionen in der Welt" (gedruckt in der Reimerschen Ausgabe von 1836 Bd. 62, S. 223—228) betrachtet die einzelnen Volksreligionen als stufenweise Entwicklungen des transcendenten Triebs und schließt mit der Hoffnung auf einen noch viel höheren Fortschritt, zu dem sich die Vorstufen einschließlich des Christentums nur wie die Morgenröte zum hellen Tag verhalten sollen. Aus dem Jugendglauben blieb ihm nur die erhabene auch den damaligen Aufklärern unantastbar gebliebene Trias: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Diesen Idealen wurde Jean Paul nie untreu.

In der Universitätszeit (1781—1784) vollendete und befestigte sich unter dem Einfluß der philosophischen und theologischen Vorlesungen die Absage an das positive Christentum, womit zugleich die Aufgabe des theologischen Brotstudiums ver-

bunden war (Jean Paul war als Kandidat der Theologie eingetragen), und es griff nun zunächst eine bedenkliche und für die ethische Entwicklung gefährliche Öde im Herzen des Studenten Platz, zumal ernste Familiensorgen und drohende Verarmung nach dem frühen Tod des Vaters hinzukamen. Nachdem die Bemühungen, durch Schriftstellerei sich und der Familie Hilfe zu bringen, von nur vorübergehendem Erfolg geblieben waren, blieb Jean Paul nichts übrig, als im Oktober 1784 bei Nacht und Nebel unter Zurücklassung seiner Schulden zu fliehen. Aber nun begann in Hof erst recht die Leidenszeit eines darbenden, aussichtslosen Dahinlebens, bis die Beschäftigung mit Kindern seinem Gemüt und Geist wieder neue Nahrung und Erhebung brachte. „Ich war in der Jugend schlimmer daran als ein Gefangener, der Wasser und Brot hat, denn nur ersteres hatte ich", schreibt er im Vita-Buch, November 1817, und oft erinnerte er später seine Kinder, wenn Salat auf den Tisch kam, daß dieses Gemüse nebst Brot die Hauptnahrung der verwaisten Pfarrfamilie in den achtziger Jahren gebildet habe.

Und doch gerade in jene Zeit der tiefsten Not und Umdüsterung fällt der Aufbau seines Moralsystems, das ihm zeitlebens Halt und Stütze und Quelle unerschütterlichen Frohsinns bleiben sollte. Energisch raffte sich der Dichter auf, um dem Dämon der Verzweiflung, der schon seinen Bruder Heinrich in den Tod getrieben hatte, zu entgehen; verlassen von aller äußeren Stütze, entfremdet bis auf einen schwachen Schimmer Gottvertrauens auch den Tröstungen des kirchlichen Christentums, dessen göttlichen Gehalt er nicht mehr anzuerkennen vermochte, gegen alle Metaphysik endlich skeptisch geworden, die er als Hirngespinnst verachtete, suchte er nach einer Stütze, um einerseits der Welt- und Menschenverachtung, andererseits der ethischen Versumpfung zu entgehen. Diese Stütze wurde ihm in der stoischen Philosophie. „Das Lenzfest des Herzens", schreibt er am Schluß von „Wahrheit aus meinem Leben",

„kam später in den Jünglingsjahren als ein ruhiger, heiterer Sabbath zurück, als vor mir zum erstenmale aus Plutarch und Epiktet und Antonin die alten, großen stoischen Geister aufstiegen und erschienen und mir die Schmerzen der Erde und alles Zürnen wegnahmen."

Da ihm das Leben so wenig bot, bemühte er sich durch die Phantasie zu ersetzen was die Wirklichkeit versagte, nicht etwa, indem er sich in ein erlogenes Utopien hineinträumte, — denn Unwahrheit kann niemals aufrichten — sondern indem er in seinem trostlosen Dasein die Glanzpunkte aufsuchte und mit Hilfe der Phantasie in strahlende Beleuchtung setzte, bis sie auch für das Gemüt Wärme gewannen. Dies war seine Methode der Phantasieübungen. Jean Paul wollte nicht unglücklich sein, darum wurde er es auch nicht. So arbeitete er der Verdüsterung entgegen, die unter dem Einfluß trüber Erfahrungen und dadurch erzeugter pessimistischer Stimmung alle die Blüten und Hoffnungskeime übersehen läßt, die auch noch das elendeste Menschenleben erfreuen, und schmiedete aus dem gefährlichen Werkzeug der Phantasie, das so oft Ursache trüber Selbstqual wie sittlicher Verirrung wird, einen mächtigen Hebel zur Selbstbeglückung, wie Herzensveredlung. Jean Paul zeigte moralisch, was Kant auf theoretischem Gebiete klar legte: die Unendlichkeit, welche das Subjekt in die Objektivität zu legen vermag. Mit einem Raffinement, mit einem psychologischen Feinblick, der Staunen erregt, hat der Dichter in seinem Vita-Buch, seinem Andachtsbüchlein u. s. w. ein System von Verhaltungsregeln und Übungen entworfen und nach allen Lagen des Lebens im Detail ausgeführt, das nach zwei Seiten: der optimistischen Lebensauffassung und der ethischen Selbstdisciplin von hervorragender Wirkung für den Dichter war und für jeden, der es durchzuführen die Kraft hat, ein Laienbrevier edelster Art vorstellt. Dabei hat es noch den Vorzug, daß es unabhängig von jeder Metaphysik und Religion ist und auf jede paßt. Jeder wird mit Jean Paul übereinstimmen, daß es, „zumal bei losgelassener Kraftfülle nur eine Viertel-

stunde braucht, um durch Anhäufen der Phantasie sich selbst gute Menschen anzuschwärzen", daß es also umsomehr Pflicht ist, diese Kraft in den Dienst der Ethik zu stellen.

Nur einige Proben:

„Wirf kleine Schmerzen sogleich weg! — Denke dir die schlimmen Folgen jedes Übels, so wirst du dieses nicht fürchten, da du jene verachtest! — Denke dir einen schlimmeren Zustand, als in dem du bist! — Eitelkeit, Unempfindlichkeit, Gewohnheit machen standhaft, warum die Tugend nicht noch mehr? — Der Sieg über den Zorn gibt außer der Tugend noch die süße Empfindung des Sieges und hebt das Übel, das mich aufbringt; ich kann also die Anlässe des Zorns in Anlässe des Vergnügens verwandeln. — Setze dich gewaltsam im Zürnen in die fremde Seele! — Stelle dir die Tugend des Feindes, seine vorige Liebe gegen dich, gegen andere (bedenke, daß er doch noch andere liebt!) und deine vor und die Qual seines Hasses gegen dich!" (Welch ein edler und tiefempfundener Gedanke! Selbst die Qual, die der Gegner durch sein Hassen empfindet, soll man erwägen und ihn deshalb bemitleiden!) — „Erwarte Beleidigungen, da die Menschen schwach sind, und du selbst welche zufügst, zumal zu gewissen Stunden! — Gewährst du etwas, so thue es freundlich, sonst geht dir das ganze Opfer verloren; ebenso mit dem Abschlagen. — Zerstückle das Leben und du machst dirs leicht, vereinige es und du machst dirs schwer. — Es braucht vieler guten Worte, ehe du nur ein böses wieder gut machst."

Wer diese Seite des Jean Paulschen Geistes studiert, dem wird ein Licht aufgehen über den heiteren Frohsinn wie über die sittliche Kraft, mit denen die Schöpfungen des Dichters übergossen sind; er wird die unerhörte soziale Bedeutung begreifen, die — in grellem Gegensatz zu so manchen modernen Produkten — seine Werke gewinnen könnten, wenn sie dem Volke mundgerecht gemacht würden; ist es ja doch ein geläufiger Kniff bei Jean Paul, sich gewissermassen zur Probe seiner Phantasiekraft einen recht armen, monotonen und vergrabenen

Lebensstand auszusuchen, einen Dorflehrer, Bergknappen, Bettler, Armenadvokaten, um zu sehen, was für Rosen auch in diesem zu finden und zu flechten seien, und entwickelt er doch hier eine Spürkraft des Schönen und Tröstlichen, eine Gemütswärme, einen Humor, die um so erhebender wirken, als nichts Erkünsteltes und Erlogenes daran ist; es sind neu entdeckte, aber nicht erdichtete Freuden, die er aufzeigt und allerdings mit starken Farben ausmalt. Welche Lebensfreude, welches Glück der Versöhnung mit den Plackereien des Schicksals Jean Paul dadurch in die Menschheit ergossen, ist gar nicht zu ermessen. Nur ein Beispiel: Um zu zeigen, wie wenig der Mensch ein Recht hat, über Einförmigkeit des Lebens und Langweile zu klagen, führt uns der Dichter die allereinsamste und weltentlegendste Berufsstellung, die sich wohl auf der Welt auffinden läßt, vor: den Wächter auf dem Leuchtturm zu Eddystone, den erst nach drei Monaten ein Schiff abholt, und malt uns die Abwechslungen und Überraschungen, die selbst in dieser Erdenhöhe noch vorfallen: den Wechsel des Meeres, der Wolken, der Sterne, das Heranstreifen der Seevögel, das Nahen und Gehen der Schiffe — den Wechsel des Frühstücks, des Mittag- und Abendessens, die durch neuen Hunger und andere Zubereitung jeden Tag neu ausfallen, — die Stiefel, an welchen die Leuchttürmer zum Verkauf arbeiten, und die von Stunde zu Stunde im Fertigmachen neue lederne Seiten, neue Nähte darbieten, — die Leuchtzurüstungen auf die Nacht — die täglich, ja stündlich verschiedenen Gespräche (es sind immer zwei auf dem Turm) und ihre minutlich verschiedenen Gedanken, die, wenn Erinnerungen oder auch Hoffnungen darunter sind, sie durch ganze Marktgassen voll wechselnder Auftritte durchjagen, — vollends aber die ankommenden Proviantschiffe mit ihren Lebensmitteln und Neuigkeiten — das gebe ein solches Lebensbunterlei an einem Tage, daß man auf dem Turm leichter alles andere finde als Einförmigkeit! Nun steigt der Dichter zum Landpfarrer auf und findet da natürlich leicht, daß so ein Leben unter ganzen vier-

hundert Bauern oder gar noch mehr, im Paradies eines Pfarrhofs, umgeben von unermeßlichen Wiesen und Feldern, wozu noch eine seelische Nachbarschaft von einer ganzen Vorwelt der genialsten Geister, soweit sie in den Büchern der Pfarrbibliothek kristallisiert ist, stößt, das Türmerleben stark in Schatten stellt. Nun aber kann man „den so sehr unterhaltenen Landpfarrer mit seinen vierhundert Seelen wieder zu nichts einschmelzen bloß dadurch, daß man ihn gegen seinen Superintendenten hielte oder einen sonstigen Städter, der Hofleute gar nicht zu gedenken" — und so kommt Jean Paul zu dem Schluß, daß die Öde des Lebens „nur von dem auf irgend einer Zukunft festklebenden Blick herrührt, unter welchem die hinführende Gegenwart nur farblos und unscheinbar wegläuft". (Ausschweif aus dem 4. Band des „Kometen", abgedruckt in der Hempelschen Ausgabe unter den Vermischten Aufsätzen Nr. 2.)

Wie eng diese Lebensphilosophie mit den Grundsätzen und Sprüchen der stoischen Philosophie, namentlich mit Epiktets Enchiridon und Dialogen zusammenhänge, habe ich in meiner Abhandlung „Jean Pauls philosophischer Entwicklungsgang" eingehend gezeigt. Hier sollen nur einige Sentenzen Epiktets als Pendant zu den obigen Jean Pauls folgen:

Erzählt dir einer, daß jemand dir Übles nachrede, so verteidige dich nicht, sondern antworte: die übrigen Fehler, die mir ankleben, wußte er wohl nicht, sonst würde er nicht bloß diese genannt haben. — Thut dir jemand etwas zu leide oder spricht er übel von dir, so bedenke, daß er dies thut, weil er sich dazu für berechtigt hält. Jedes Ding hat zwei Handhaben, davon die eine habhaft, die andere nicht habhaft ist. Beleidigt dich dein Bruder, so nimm es nicht von dieser Seite, daß er dich *beleidigt* — denn dies ist *seine* Handhabe, die dir nicht habhaft ist, sondern lieber von der Seite, *daß er dein Bruder*, dein Jugendgenosse ist, dann wirst du die Sache da angreifen, wo sie habhaft ist. — „Warum verlieh uns Gott nicht, frei von aller Beschränkung der äußeren Dinge unabhängig zu

leben?" Wenn es möglich gewesen wäre, hätte es Zeus gethan. Aber vergiß nicht, daß der Leib nur ein wohlgemischter Lehm ist! Weil jenes nicht möglich war, verlieh dir Gott einen Teil seines Wesens: das Vermögen, dich zu entschließen oder nicht, zu suchen oder zu meiden. Wenn du diese Vermögen sorgfältig ausbildest, so wirst du niemandens Einschränkung und Hindernisse erfahren, niemals seufzen, tadeln, schmeicheln. — „Ich muß sterben"; aber muß ich deswegen unter Seufzern sterben? „Mich binden lassen"; aber unter Thränen? „Mich verbrennen lassen?" aber wer hindert dich denn, lächelnd, heiter und ruhig von hinnen zu gehen? — Die Vernunft ist der Genius, den Zeus den Menschen gegeben. — Niemand erfährt ein Unglück durch die Hand eines andern. Paris widerfuhr kein Übel, als Troja zerstört wurde und sein Bruder umkam, sondern damals, als er die Schamhaftigkeit und Rechtschaffenheit verlor, die Rechte der Gastfreundschaft und des Anstandes verletzte; Achilles nicht, als Patroklus fiel, sondern als er über ein Mädchen weinte, als er vergaß, daß er nicht da war, um sich Geliebte zu verschaffen, sondern um zu kämpfen. — Nicht Gesundsein ist ein Gut und Kranksein ein Übel, sondern auf geziemende Art gesund oder krank zu sein, ist ein Gut, auf nicht geziemende Art, ein Übel." — Ein Weiser einer solchen Schule (Demetrius) konnte zu Nero sagen: „Du drohst mir den Tod? Die Natur droht ihn dir".

Solche Betrachtungen blieben bei Jean Paul kein bloßes Gedankenspiel, keine Tröstung seiner Phantasie, sondern fanden im Leben auf Schritt und Tritt und unter den schwersten Verhältnissen energische praktische Anwendung und Verwirklichung. Jean Paul wußte, „um wieviel leichter es sei, schön zu empfinden als recht zu handeln", wie Nathan zu Recha sagt, und befolgte den Spruch seines Meisters Epiktet: „Nenne dich nicht einen Philosophen, noch sprich über Theoreme, sondern handle darnach!" Über die stoischen Charakterübungen und Stählungen seines Willens in der Universitätszeit schreibt seine Gattin Karolina (in den Aufzeichnungen des Nachlasses):

„Dort las er die alten Stoiker, vorzüglich den Epiktet und Antonin, und suchte das auszuüben, was jene gelehrt hatten. Er trieb es mit der Überwindung der menschlichen Leidenschaften und mit der Entsagung auf alle sinnlichen Genüsse bis auf den höchsten Grad menschlicher Vollendung, schrieb in jener Zeit eine Menge scharfsinniger Abhandlungen über den Zorn und machte Satiren, die nachher unter dem Titel: „„Auswahl aus des Teufels Papieren““ gedruckt worden sind.“ Die energische Willenskraft, die sich in diesen Übungen bekundete, dürfte namentlich denen vor Augen gehalten werden, die nur den empfindsamen Träumer Jean Paul kennen. Aus diesen minutiösen Tugendübungen erklärt sich die Wirkung des Dichters in der großen Welt und die faszinierende Gewalt seiner Persönlichkeit auf jeden Besucher und Angehörigen seiner Umgebung, wie sie z. B. Rellstab bezeichnet mit den Worten: „Wie waren die Strahlen dieser fernhin so glühenden, machtvollen Sonne des Geistes in der Nähe so warm, so milde! Wie wurde mir wohl in dieser unmittelbaren Berührung, wie erfüllte sich die Seele mit Rührung und Hinneigung zum Guten, Schönen, Edlen in Leben und Kunst!“ Rellstab, Erinnerungen an Jean Paul (Garten und Wald 4. T.). Der Dichter brachte es durch unausgesetzte Übung und stete Betrachtung dahin, daß er mit Stolz von sich sagen konnte: „Ich weiß nur eine Person, über die ich wie ein Monarch herrschen will, die zu all meinen Befehlen — jede Sekunde gebe ich ihr einen — nicht sagen darf: Muck und die in allem meine Meinung hat oder befolgen muß — und diese bin ich selbst.“ (Von Nerrlich aus dem Nachlaß im „Neuen Reich“ veröffentlicht 1881, I. S. 32.) (Näheres s. Joseph Müller, Jean Paul u. s. Bedeutg. f. d. Gegenw. S. 20—33: Jean Pauls Methode der sittlichen Charakterbildung.) Nerrlich hat es nicht der Mühe wert gefunden, diese geradezu grundlegende Seite Jean Pauls nur zu erwähnen.

So gewann der Dichter den festen Halt, der ihn in der Krisis seiner Jugend aufrecht erhielt und ihm den positiven

Glauben ersetzte. Daß Jean Paul übrigens die tiefste religiöse Gesinnung, wahres Gottvertrauen, ja selbst Liebe zur Mystik bald gewann und von der seichten Aufklärungsphilosophie unter Führung Herders, Hammanns und Jacobis sich energisch emancipierte, ist dem Leser seiner Schriften bekannt genug. „Mein Widerstand gegen die Aufklärer", sagte er später, „bezog sich darauf, daß sie nicht das Begeisternde hatten, was mir noch das Leben erhält." Eingehende Darlegung seines religiösen Entwicklungsgangs s. in meinem angeführten Werk, S. 200—251 Kap. 4: Die Religion Jean Pauls.

2. Ausgleich der Gegensätze.

Jean Pauls Streben ging dahin, ein ganzer und vollkommener Mensch zu werden, alle edlen Anlagen der allgemeinen Menschennatur sowohl, als auch die Stärke und Eigenart seiner Individualität in voller Höhe zu entfalten und auszuprägen und damit auch für sein Amt als Menschenbelehrer und -erfreuer das wirksamste Fundament zu legen. Jeder Seite der menschlichen Natur gerecht zu werden, keine verkümmern zu lassen und sie alle in harmonisches Gleichgewicht zu bringen, in keine Einseitigkeit sich zu verrennen, von einer Sparte immer auf eine entgegengesetzte überzuspringen und so der Polarität und Vielseitigkeit der Geistesnatur genüge zu thun, war er streng bedacht. Wenn in den meisten Menschen eine vorherrschende Richtung Übermacht gewinnt, wenn wir demnach Verstandesmenschen wie Kant und die Stoiker, andrerseits Gefühlsmenschen wie Rousseau oder Lavater, cholerische Naturen wie Napoleon und Bismarck und kontemplative Geister wie Angelus Silesius oder Spinoza, rein im erhabenen Stil schwebende wie Schiller, Grillparzer und satirisch angelegte wie Sterne, Swift und Lichtenberg unterscheiden, so wird es uns bei Jean Paul unmöglich, ihn in eine dieser Kategorien einzuregistrieren; er gehört ihnen allen und allen in gleichem Maße an. Mit durchdringender Verstandesschärfe verband er die innigste Gemütswärme, mit eiserner

Willensstärke die zarteste Empfindung, mit dem zwerchfellerschütterndsten Humor, ja der beißendsten Ironie den erhabensten Schwung der Phantasie. Jean Pauls Grundprinzip seiner eigenen Durchbildung war die Erziehungsregel, die er in seiner Levana voranstellt: „Übrigens bleibt es Gesetz, da jede Kraft heilig ist, keine an sich zu schwächen, sondern nur ihr gegenüber die andere zu erwecken, durch welche sie sich harmonisch dem Ganzen zufügt. So werde z. B. eine überweich liebende Seele nicht etwa ausgehärtet, sondern nur die Macht der Ehre und der Klarheit werde in ihr verstärkt; so werde der kühne Charakter nicht furchtsam gemacht, sondern nur liebend und klug gebildet!" Jede sittliche Eigentümlichkeit bedürfe ihrer Grenzberichtigung durch Ausbildung des entgegengesetzten Kraftpols; nur so könne der Idealmensch, „das harmonische Maximum aller Anlagen" aus der Individualität herausgebildet werden (cf. Levana § 29). Diese Allseitigkeit und dieses Streben nach Ausgleich der Gegensätze ist ein hervorstechender, noch viel zu wenig beachteter Zug bei Jean Paul. Wie Jean Paul ein verständnisvolles Auge und eine Herdersche Feinfühligkeit allen Facetten und Kunstrichtungen der Menschheit entgegenbrachte, wie es fast kein Gebiet des Wissens gab, dem er fremd war, — Darwins Zoonomie rangierte neben den Mystikern Swedenborg, Böhme und der Guyon, Epiktet und Sophokles neben Pope und Swift, die Philosophen Kant und Herbart neben den Kirchenvätern auf seinem Bücherbrett; selbst die Differentialrechnung hat Jean Paul studiert — so beherrschte auch in ethischer und ästhetischer Hinsicht dieser Abwechslungs- und Ausgleichsdrang sein ganzes Leben und Schaffen. Man sollte nach dem Vorausgehenden meinen, die Sympathie mit den Stoikern habe ihn kalt und skeptisch gegen die emotionelle Seite der Menschennatur gemacht; ganz im Gegenteil, Jean Paul ist auch Anwalt der Gefühle, Dichter der Empfindsamkeit wie kein zweiter, ja diese Seite ist es, durch die er in der Litteraturgeschichte — freilich ganz schief und ungerecht — fast allein noch

fortlebt. Nicht Ertötung der Leidenschaften, aber Zucht und Disciplin der Gefühlssphäre war seine Forderung; denn wahre, echte Empfindsamkeit findet sich nach Jean Paul nur bei Kraftmenschen, wie andererseits Leidenschaftlichkeit in Schwachheit des Charakters gründe und mit herzloser Selbstsucht gepaart zu sein pflege. Man sollte nach der Skepsis seiner Jugendentwicklung, nach der intensiven Beschäftigung mit der Bibelkritik und rationalistischen Philosophie erwarten, er sei religiösen Bewegungen und Ideen gegenüber gleichgültig geworden; aber ganz im Gegenteil: kein Autor, kein Dichter der Zeit hat mit solchem Ernst, solcher Gefühlskraft die Religion in den Mittelpunkt der Interessen gestellt; keiner fühlte sich so als Prophet eines überirdischen Ideals, in keines Werken ist der religiöse Geist — freilich ein geklärter und reinerer — so geradezu der belebende Fond und die Quelle aller Ideen. Ganz besonders hierin sah und beanspruchte er einen Vorzug vor andern Dichtern, während er in Plastik und Formschönheit sich gern bescheiden unterordnete: „Ich finde bei den meisten," sagt er, „mehr Verstand und Gelehrsamkeit, Geistesgegenwart u. s. w. — aber nicht die Einsicht und das Gefühl der göttlichen Zukunft in der Gegenwart, immer nur Erdenzwecke, die sich in sich selber auflösen". (Wahrheit aus Jean Pauls Leben 2, 49.) Man hat von einer Doppelnatur in Jean Paul gesprochen, wobei man zunächst den sich aufdrängenden Gegensatz der empfindsamen und satirisch-humoristischen Seite im Auge hatte; aber dieser Gegensatz ist auf alle Kontraste des geistigen Lebens auszudehnen: wie von einem Gegensatz der komischen und erhabenen Dichtung kann man auch von einer Antagonie der philosophischen und dichterischen Ader in Jean Paul, seiner Willenskraft und Phantasie, seines Kritizismus und seiner Mystik, seiner Seelenkeuschheit und seines Cynismus, seiner aristokratischnoblen Natur und seiner demokratischen Allüren, seiner tiefnationalen Dichtung und weltbürgerlich weiten Gesinnung reden. Und alle diese Antinomien waren sich nicht störend und dem Frieden seines Seelenlebens feind-

lich, sie wirkten vielmehr regulierend und ergänzend und wurden von Jean Paul als gleichwertige, gleich heilsame Koeffizienten seines inneren Lebens empfunden. „Viktor", sagt Jean Paul im Hesperus (S. 103 der Hempelschen Ausgabe, die in der Regel citiert wird) „hatte drei Seelen: eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische; wer ihm eine davon wegnähme, könnte ihm die restierenden auch gar ausziehen," und zeitlebens fühlte er das Bedürfnis, mit diesen Gegensätzen zu wechseln, „von der mystischen Stimmung zum Epigramm, vom Kampanerthal in die Holzschnitte, vom Land in die Stadt" zu flüchten (Wahrheit ꝛc. 5, 264); dieser Hang war es, der ihn trieb, in den ernsten Werken schalkhafte, in heitere ernsthafte Abschnitte einzuschalten, der es bedingt, daß die Hauptfiguren in seinen Romanen gern paarweise auftreten: Gustav gegen Fenk, Viktor gegen Roquairol, Albano gegen Schoppe, Walt gegen Vult, — der seinen Humor so tiefgründig, weil aus bitterstem Ernst und erhabenster Menschenliebe geschöpft, und so fern von dem bloßen, exclusiven Spaß liegend macht — „Siebenkäsens Lustigkeit war nur verkleidete Erhebung" (S 300). Aber diese feine ethische Blüte des Jean Paulschen Humors liegt nicht auf der Oberfläche, daher sich der Dichter beklagt, daß wohl alle Menschen einen spaßhaften Einfall verstehen, nicht aber einen humoristischen Gedanken, „der ein ganzes Menschengedicht voraussetzt". (Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Paul Fr. Richters. Herausg. von Ernst Foerster, München 1863. Bd. 4, 90.)

Auch bei Kontroversen über aufgeworfene Themate bemüht sich Jean Paul immer, allen Seiten einer Frage gerecht zu werden und einseitige Lösungen zurückzuweisen: „Ich meine nicht dies, auch nicht das Gegenteil, sondern etwas anderes" ist eine stehende Phrase des Dichters. Dieser Gerechtigkeitsdrang und allseitige Blick war es auch, der ihn gegen die Konstruktionen der philosophischen Systeme, die meist den reichgegliederten Inhalt unseres Erkennens an den dünnen Faden eines einzigen Prinzips knüpfen, so mißtrauisch machte.

Den Reichtum dieser Kontraste hat Theodor Vischer drastisch gekennzeichnet, wenn er in den „Lyrischen Gängen" singt:

„O du, dem unter Narrheit, unter Witzen
Der Sehnsucht Zähren an der Wimper blitzen,
In Scherz und Schmerzen schwärmender Bacchant! . .
Du Feuerwerker, der romantsche Lichter,
Raketen aufwirft, Wasser, Kot und Sand,
O, du, dem hart am überschwellten Busen
Ein Spötter wohnt, ein Plagegeist der Musen,
Der Todfeind des Erhabnen: der Verstand,
Grabdichter, Jenseitsmensch, Schwindsuchtbesinger!
Herz voll von Liebe, sel'ger Freudenbringer
Im armen Hüttchen an des Lebens Strand,
Du Kind, du Greis, du Kautz, Hanswurst und Engel,
Durchsichtger Seraph, breiter Erdenbengel,
Im Himmel Bürger und im Baierland!
Komm, laß an deine reiche Brust mich sinken,
Komm, laß mich weinen, laß uns lachen, trinken,
In Bier und Thränen mächtiger Kneipant!"

Ähnlich schildert Gottfried Keller im Grünen Heinrich Jean Paul, den Dichter seiner Jugend, als den „Gott des Lächelns und des Schmerzes, furchtbar von Gewalt, doch sich schmiegend und bergend in eine Kinderbrust, hervorguckend aus einem Kinderauge wie das Osterhäschen aus Blumen". Es war einer der fundamentalsten Irrtümer, wenn Paul Nerrlich diese Gegensätze als „schroffe Widersprüche", und den Dichter infolgedessen als „den fleischgewordenen Widerspruch" (S. 60 seiner Jean Paul-Biographie und oft) faßte. Da thut sich der Biograph dann freilich leicht und ist der Mühe der Erklärung überhoben; denn „ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnisvoll für Weise und für Thoren". Sache des Geschichtsschreibers aber ist es, auch die scheinbaren Widersprüche zu erhellen, in ihrer Genesis und damit in ihrer Notwendigkeit darzulegen; auch ein „fleischgewordener Widerspruch" müßte erklärt werden. Für den Psychologen gibt es aber keine Widersprüche; das geistige

Leben wie das körperliche baut sich auf nach Gesetzen; der Einblick in die Charakterentwicklung, in Wandel und Schicksal gibt die Einsicht in den Menschen. Ein Antagonismus der Gegensätze ist keine Abnormität, sondern findet sich in jedem Organismus, ja in jedem Element, und auf ihm beruht das Leben; ohne die Regulierung der Gegenfaktoren würde der Charakter monströs und abnorm. Sollte aber mit dem Vorwurf des fleischgewordenen Widerspruchs gesagt sein, daß Jean Paul ein haltloser, zwischen gegenteiligen Meinungen und Strebungen unstet schwankender Charakter gewesen, so wäre ein ärgeres Mißverständnis gar nicht denkbar. „Gerade die Einheitlichkeit, die Harmonie, in der sich Kopf und Herz, Wille und That, Leben und Dichtung bei Jean Paul befinden, ist sein schönster Ruhm, ist, was ihn zu einem Charakterschriftsteller in hervorragendstem Sinn macht. Bei keinem Schriftsteller deckt sich so sehr Autor und Mensch, Charakter und Dichtung. Bei keinem finden sich weniger W i d e r s p r ü c h e, bei keinem freilich auch mehr Reichtum und Kraft der G e g e n s ä t z e." So sagte ich schon in meinem ersten Werk (Jean Paul u. s. Bedeutg. f. d. Gegenw. S. 16). Der Dichter hat diese Gegensätze keineswegs als Pein, als Widersprüche empfunden, er hat vielmehr deutlich ausgesprochen, daß ihm von den „drei Seelen" eine so lieb sei wie die andere, und in der Herausarbeitung und Vertiefung derselben seine Lebensaufgabe gesucht.

Mit diesem Charakterzug in Verknüpfung stehend ist eine Eigenheit des Dichters, daß er nämlich in seinen poetischen Schilderungen gern die E x t r e m e aufsucht und einander gegenüberstellt, sein Hang zu den Maximis und Minimis: der Kindheit und dem höchsten Greisenalter (s. Fibels Leben; über die Mittelperiode schlüpft er hinweg, s. auch Flegeljahre, Kap. 42, die Taufe des Kindes, dessen Pathe der Urgroßvater ist), der Schilderung des Weihnachtsgottesdienstes und gleich dabei des Johannistages im Leben eines nordschwedischen Landpfarrers (Flegeljahre, Kap. 3; ähnlich die Erinnerung aus der Kindheit, Kap. 58), des Hochzeits-

und Todestages des „vergnügten Schulmeisterleins Wuz", des Anfangs und Endes der Welt (s. mein Buch S. 416) u. s. w., sowie der „Winkelsinn", den er sich in seiner Selbstbiographie (bei Hempel unter den „Verm. Auff." S. 346) zuschreibt, der ihn „voll Sehnsucht jedes nette niedrige Schieferhäuschen von zwei Stockwerken mit Blumen vor den Fenstern und einem Hausgärtchen, das man bloß vom Fenster heraus besprengt", jede Köhlerhütte, jedes Jäger- und Schäferhaus betrachten ließ, denen er dann wieder (z. B. Siebenkäs S. 62) die Behemots und Condors unter den Städten — Petersburg, London, Wien — gegenüberstellt und mit den reichen Farben seiner Phantasie bekleidet. „Ich konnte", sagt er in der Vorrede zum Firlein, „nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: soweit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte, — ist der: mit den beiden andern zu wechseln".

Überall aber durch sein ganzes poetisches und wissenschaftliches Schaffen zieht sich die mächtige Flamme einer urgewaltigen Phantasie als der Grundkern seines Genius und der Hebel, durch den er seine größten Wirkungen erreichte. Mag er mit feinster Beobachtung die versteckteften und bedeutungsvollsten Züge eines alltäglichen Naturvorgangs bloßlegen, mag er in erhabenem Schwung des religiösen Pathos bis an die Sterne sich erheben, immer stehen ihm Farben zu Gebot, die noch keiner gebraucht, er weiß eine Sprache zu reden, die sich von

jeder Schablone meilenweit abhebt. Wenn er eine Gegend, ein Zimmer, ein trivialstes Vorkommnis schildert, er thut es mit Strichen, Nuancen, mit Bildern, die uns den Gegenstand neu, originell, interessant erscheinen lassen, er sieht mit Falkenauge in dem einfachsten Vorgang Dinge und Seiten, die der Alltagsmensch übersieht, weil nur einem phantasiebegabten Auge sich die Natur in ihrer Tiefe entschleiert. Man lese nur die Naturschilderungen Jean Pauls; man wird nirgends Ähnliches finden. Und doch ist alles wahr, nichts gekünstelt; mit Staunen vernehmen wir, welche Geheimnisse in der Anschauung liegen, die freilich gehoben werden wollen. Man betrachte andererseits die Schauergemälde der Phantasie, wie die Phantasie Ottomars in der nächtlichen Kirche im 34. Kapitel der unsichtbaren Loge oder die „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei“ im Siebenkäs und halte dagegen seine idyllische Kleinmalerei, welche die wonneseligste Lebenslust und Erdenliebe atmet; ob der Dichter die Höhen oder Tiefen, die lieblichen oder die furchtbaren Seiten des Daseins malt, immer thut er es mit dem Reichtum einer wahrhaft magischen Bildungskraft, wie er denn selbst „Über die natürliche Magie der Einbildungskraft“ eine tiefsinnige Studie geschrieben. Wenn er eine geistreiche Idee in all ihren Verästlungen und minutiösen Unterarten verfolgt, dann weiß er gar kein Ende zu finden; vgl. z. B. die feine Ausarbeitung des Mandevilleschen Diktums: „Am Nordpol gefriert jedes Wort im Winter, im Sommer thaut es wieder auf“ im Hesperus 156 oder das freilich ins Ermüdende gehende Ausspinnen der paradoxen Idee, die den Grundstock zu den „Holzschnitten“ bildet, alle zehn Bilder des Katechismus hindurch. Nur ein Punkt ist von der Glut der Jean Paulschen Phantasie ausgeschlossen — gerade das, was Dichterlingen den bequemsten und dankbarsten Stoff liefert — das sexuelle Bereich. Jean Paul ist ein keuscher Dichter und verschmäht dieses wohlfeile Erregungsmittel des Lesers. Selbst wo Verführungsscenen vorkommen, wie der Fall

Gustavs und Lindas, wie zart und kurz ist die Schilderung! Wie wenig kommt der lüsterne Leser hier auf die Rechnung!

Wie sehr Jean Paul in der Phantasie lebte, sodaß ihm sogar die Wirklichkeit vor seinen dichterischen Visionen verschwand, bezeugt eine Stelle im Brief an Otto v. 28. Nov. 1797: „Ich weiß nicht, ob Du von der fürchterlich zerstörenden Empfindlichkeit, welche die Anstrengung der Phantasie zurückläßt . . genug weißt. Was ich sehe und nicht denke, ertrage ich kalt, als wäre es ein Gestorbenes. Wenn aber die Gestalt aus dem Auge in die Phantasie rückt, die die Schlüssel meines Herzens hat, dann wird mir die Erweichung so zerreissend, daß ich mit Leichtsinn statt alles Trostes bloß suche, nicht daran zu denken. Früher liebte ich den Sturm des Gefühls, weil er eben mehr ein Zephyr war, jetzt nicht mehr, weil er soviel abbricht." Bemerkenswert für die Übermacht, welche die Phantasie selbst gegenüber der Empfindung in Jean Paul hatte, ist das von Spazier 2, 222 berichtete Vorkommnis. Als Hofmeister bei Clöter in Schwarzenbach beschwerte sich einst Jean Paul über die Kälte in seinem Zimmer, bis er fand, daß er sich nur zu frieren einbildete, weil nicht viel Holz vor den Ofen gelegt war. Charakteristisch ist auch der Zug der Jean Paulschen Phantasie, daß sie in voller Stärke nur erwachte, wenn die Wirklichkeit einen möglichst grellen Kontrast zu dem abzuschildernden Gegenstand bildete. „Ich nahm oft", sagt er im Hesperus 491, „im Sommer meine Schreibtafel heraus und wollte ihn (den Sommer) an dieses Silhouettenbrett anpressen und dann abschatten; aber die Phantasie kann nur Vergangenheit und Zukunft unter ihr Kopierpapier legen, und jede Gegenwart schränkt ihre Schöpfung ein — sowie das von Rosen destillierte Wasser nach den alten Naturforschern gerade zur Zeit der Rosenblüte seine Kraft einbüßt".

Da ich die verschiedenen Seiten und Pole des Jean Paulschen Genius, das Verhältnis der intellektuellen zur Gemüts-

und Willenssphäre, seinen Fleiß, Freiheitssinn, die Wahrhaftigkeit einerseits, Keuschheit, Liebe (nebst der so charakteristischen Jean Paulschen Gesamt- oder Allliebe), Freundschaft, sowie den Cynismus Jean Pauls andererseits im Leben und Dichtung samt dessen Optimismus in seinen vier Momenten eingehend analysiert habe (s. mein Hauptwerk S. 14—116), so seien diesen mehr allgemeinen Erörterungen nur noch einige neue Ausführungen über vielfach falsch dargestellte Beziehungen des Dichters angefügt.

3. Das Liebesleben Jean Pauls.

A. In Schwarzenbach und Hof.

Wenn wir in diesem Thema vollständig sein wollen, müssen wir bis in die zarteste Kindheit des empfindsamen Dichters zurückgehen. Schon der etwa zehnjährige Knabe verliebte sich in ein Bauernmädchen seines Alters, wie er es mit einigen komischen Lichtern in seiner Selbstbiographie beschreibt: „Der schönste Sommervogel indes, ein zarter blauer Schmetterling, welcher den Helden in der schönen Jahreszeit umflatterte, war seine erste Liebe. Es war ein blauäugiges Bauernmädchen seines Alters, von schlanker Gestalt, eirundem Gesicht mit einigen Blatternarben, aber mit den tausend Zügen, welche eben wie Zauberkreise das Herz gefangen nehmen. Auguste oder Augustine wohnte bei ihrem Bruder Römer, einem feinen Jüngling, als guter Sänger im Chor und als Rechner bekannt. Zu einer Liebeserklärung kam es zwar bei Paul nicht, sie müßte denn diese Vorlesung gedruckt in die Hand bekommen, aber von weitem spielte er doch seinen Roman lebhaft so, daß er in der Kirche von seinem Pfarrstuhl aus sie in ihrem Weiberstuhl ziemlich nahe genug ansah und nicht satt bekam. Und doch war dies nur Anfang; denn wenn sie abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, die er am unvergeßlichen Glockengeläute erkannte, so kletterte er auf die Hofmauer, um sie zu sehen und

heranzuwinken und lief dann wieder herab an den Thorweg, an das Sprachgitter — sie die Nonne außen, ich der Mönch innen — um durch eine Spalte hinaus die Hand zu bringen (mehr durfte nicht von den Kindern aus dem Hofe) und ihr etwas Eßbares, Zuckermandeln oder sonst etwas köstliches, das er aus der Stadt mitgebracht, in die Hand zu geben . . . Die Kuhglockenspiele blieben ihm lange Zeit die Kuhreigen der hohen fernen Kindheitsalpen, und noch würde sein altes Herzblut wogen und wallen, wenn ihm diese Klänge wieder zugeweht würden; es sind Töne, würd' er sagen, von Windharfen hergespielt aus weiter, weiter schöner Ferne, und ich möchte dabei fast weinen vor Lust."

Höher brachte ers schon bei der zweiten Liaison als dreizehnjähriger Troubadour, nämlich zu einem — Kuß.

„Wie früher dem Kirchenstuhl gegenüber, so konnt ich nicht anders als zu der erhöhten Schulbank hinauf — denn sie saß ganz oben, die Katharina Bärin*) — mich verlieben in ihr niedliches, rundes, rotes, blatternarbiges Gesichtchen mit blitzenden Augen und in ihre artige Hastigkeit, womit sie sprach und davonlief . . . . Inzwischen hab ich das Vergnügen, alle, welche in Schwarzenbach bloß ein wiederholtes Joditz der Liebe erwarten, aus ihrem Irrtum zu ziehen und ihnen zu melden, daß ich es zu etwas brachte. An einem Winterabend, wo ich meine Prinzessinsteuer von süßen Gaben schon vorrätig hatte, der nur die Einnehmerin fehlte, beredete mich der Pfarrsohn, der unter allen meinen Schulkameraden der schlechteste war, zum verbotenen Wagstück, während ein Besuch des Kaplans meinen Vater beschäftigte, im Finstern das Pfarrhaus zu verlassen und die Brücke zu passieren und geradezu (was ich nie noch gewagt) in das Haus, wo die Geliebte mit ihrer armen Mutter oben in einem Eckzimmerchen wohnte, zu marschieren und unten in eine Art von Schenkstube einzudringen. Ob

*) Eigentlich Bär — die Endsilbe ist ein Provinzialismus.

Katharina aber zufällig da war und wieder hinaufging oder ob sie der Schelm mit seiner Bedientenanlage unter einem Vorwand herunterlockte auf die Mitte der Treppe oder kurz wie es dahin kam, daß ich sie auf der Mitte fand: dies ist mir alles nur zu einer träumerischen Erinnerung zerronnen; denn eine plötzlich aufblitzende Gegenwart verdunkelt dem Erinnern alles, was hinter ihr ging. So stürmisch wie ein Räuber war ich zuerst der Geber meiner Eßgeschenke und dann drückt ich — der ich in Joditz nie in den Himmel des ersten Kusses kommen konnte und der nie die geliebte Hand berühren durfte — zum erstenmal ein lang geliebtes Wesen an Brust und Mund. Weiter wüßt ich nichts zu sagen; es war eine Einzigperle von Minute, die nie da war, nie wiederkam; eine ganze sehnsüchtige Vergangenheit und ein Zukunftstraum war in einen Augenblick zusammen eingepreßt, und im Finstern hinter den geschlossenen Augen entfaltete sich das Feuerwerk des Lebens für e i n e n Blick und war dahin. Aber ich hab es doch nicht vergessen, das Unvergeßliche. . . Es war, wie gesagt, der erste Kuß und zugleich, wie ich glaube, der letzte dazu, wenn ich nicht absichtlich, da sie noch lebt, nach Schwarzenbach verreisen und da einen zweiten geben will. Wie gewöhnlich nahm ich während meines ganzen Schwarzenbacher Lebens mit meiner telegraphischen Liebe vorlieb, welche noch dazu ohne einen antwortenden Telegraphen sich erhalten und beantworten mußte".

So unschuldig diese Kindereien waren, so zeigen sie doch das früh erregbare und phantasievolle Herz des Knaben in einem auch für die Folgezeit bemerkenswerten Lichte. Die ersten Spuren von einem ernsten Liebesverhältnis des Jünglings verraten einige Briefe aus den Jahren 1783 und 1784 an eine Sophie gerichtet, nach Spazier (2, 78) war sie von Hof, nach Nerrlich (137), der aber wie immer keine Quelle angibt, soll sie die Tochter des Amtmanns Ellrodt in Helmbrechts gewesen sein; aus den Briefen, die im Nachlaß ruhen, geht ein Familienname nicht hervor. Die Empfindung scheint, wenigstens bei

Jean Paul, nicht tief gegangen zu sein; die Liebenden reden sich mit dem respektuösen Sie an, und der Ton ist steif und kühl, die Jean Paulschen Briefe sind voll gesuchter Witze und Antithesen, Redeblumen, wie sie sich eben einstellen, wo der Geist, nicht das Gefühl diktiert; sie machen fast den Eindruck von Stilexercitien. Als das Mädchen Ende Oktober 1883 unter einem Vorwand ihren Ring zurückverlangte — nach Spazier, weil sie des aussichtslosen Verhältnisses überdrüssig war — und auf verschiedene Briefe Jean Pauls nicht antwortete, mochte ihm die Phantasie das Gut, das er nun verlieren mußte, als ein schöneres vorstellen, als es zur Zeit des Besitzes erschienen war, und er fand nun erst in dem Entsagungsschreiben wärmere Töne. Er wolle sie, schreibt er, so still verlassen, als man das Grab derer verließe, die man liebte und nimmer lieben könne. Sie entzöge ihm ihre Liebe, aber doch nicht ihr Bild, das in seinem Herzen länger dauern würde, als jene in ihrem; könne sie doch die Freuden nicht zurückfordern, die er mit ihr genossen habe und welche die Erinnerung ihm täglich wiedergebären werde. Die Schilderung bei Nerrlich ist typisch für die Art, wie dieser Autor alles verdreht: „Offenbar (!) sah er in der Ringforderung nur die willkommene Gelegenheit, ein Band zu lösen, welches ihm nach der Rückkehr zur Arbeit als drückende Fessel erschien, und in dem er überdies von Anfang an nur einen leicht zu zerreißenden Faden erblickt hatte.“ S. 139. „Offenbar“ ist das Gegenteil der Fall; die Lösung des Verhältnisses ging vom weiblichen Teil aus, wie aus den Akten klar hervorgeht. Spazier irrt jedoch, wenn er S. 81 beifügt, es scheine „kein Nachhall dieses Vorfalls zurückgeblieben zu sein“. Es muß bald darauf eine Wiederanknüpfung erfolgt sein; denn aus einem Brief Jean Pauls an seine Mutter, 21. Juni 1784 aus Leipzig geht nicht nur hervor, daß die einstige Geliebte noch Bücher von Jean Paul geliehen besaß, sondern daß er sie sogar in Bälde zu heiraten beabsichtigte. Die Ankündigung dieser Heirat ist

freilich sonderbar genug. Die Stelle lautet: „Ich schenke der Molle. das Buch von Herzen gern nnd muß es wohl, da ich mich (Sie werden in Hof[1]) unfehlbar schon davon gehört haben) entschlossen habe, dieselbe demnächst zu ehelichen. Den Hochzeitstag werde ich Ihnen gewiß im nächsten Brief melden. Sie sehen, ungeachtet es mir toll geht,. bin ich doch lustig und fahre wohl damit Sie sollten es auch sein." Es liegt eine Dosis Galgenhumor in dieser überrumpelnden Ankündigung, die man deshalb kaum ernst nehmen kann, zumal wenn man bedenkt, daß Jean Paul ein zwanzigjähriger Student ohne Einkommen, und zugleich in der bittersten Not war. In dem zu jener Zeit eifrig geführten Briefwechsel mit Pfarrer Vogel in Rehau, seinem väterlichen Freund und Berater findet sich kein Wort von diesem Verhältnis, noch von Liebesschmerzen Jean Pauls überhaupt. Später findet sich nur noch in einem Brief an Otto vom 28. September 1799 ein Gruß an die „redliche" Sophie. „In meiner Erinnerung blühen unsere Minuten fort und Du mußt immer, immer glücklich sein, Du Gute!"

Das folgende Jahrzehnt war ausgefüllt mit soviel Armut, Arbeit und Familienelend, daß die Lust zu Liebesabenteuern wohl zurücktreten mußte. „Daß ich in Hof keine Liebe suchte, obwohl ich den Werther las, kam von Beschäftigung", sagt Jean Paul in seinen Aufzeichnungen (Nachlaß Fascikel 13a). Wohl trat Jean Paul in freundschaftliche Beziehungen zu verschiedenen Familien, unter denen die Postmeister Wirths und die Herolds besonders hervortreten (s. Spazier 2, 200—202). Erstere nahmen sich der bedrängten Pfarrfamilie mehrfach hilfreich an; einmal bat sie Jean Paul um Holz: „es wäre für uns Höfer gut, wenn wir etwas von der Feuerung, die wir in der Hölle zu stark haben werden, in unsere Öfen bei Lebzeiten bekommen könnten" -- es fanden Familienunterhaltungen statt: Jean Paul phantasierte auf dem Klavier und prophezeihte den

[1]) Sophie muß nach einem Brief des Dichters an sie vom 22. August 1783 (Wahrheit u. s. w. 3, 261) vier Stunden von Hof entfernt gewohnt haben.

Töchtern, was er noch einst für ein berühmter Mann werden und wie Fürstinnen und Prinzessinnen sie noch einmal um das Glück seiner Gesellschaft beneiden würden. Auch von Schwarzenbach aus, wo er Hauslehrer wurde, kam er noch in den neunziger Jahren wöchentlich einmal in diese Kreise, wo er gemütliche Anregung und Gelegenheit zum Ausströmen seiner Gedanken und Empfindungen fand; an intimere Beziehungen ist aber nicht zu denken. Die Briefe an Renata Wirth und Amöne Herold ans jener Zeit (1790 und 91) sind voll schwärmerischer Empfindung, bewegen sich aber in allgemein konventionellen Formen und enthalten nirgends eine Liebeserklärung. Auch poetische Schöpfungen widmete der Dichter seinen Freundinnen; so findet sich aus dem Jahre 1791 eine allegorische Dichtung „Für meine Freundin Caroline (Herold) — statt eines Neujahrwunsches" (Reimer 65, 164—67 und Wahrheit &c. 4, 279 ff., stark verändert als „Mondfinsternis" später dem Fixlein vorgedruckt): Der schwarze Genius der Verführung, der eine weibliche Seele umgarnen will, wird vom guten Genius der Religion zurückgetrieben. Der Aufsatz, der in die edle und reine Gesinnung Jean Pauls tiefen Einblick gewährt, gibt auch von dessen psychologischem Scharfblick Zeugnis; Jean Paul mochte für die Mahnung, die in diesem Thema liegt, deutliche Anhaltspunkte haben; Caroline (spätere Liebmann) kam, wie wir aus dem Briefwechsel mit Otto wissen, später in nicht rühmliche Umstände, die freilich durch Heirat legitimiert wurden; Jean Paul schreibt auf die Mitteilung Ottos, 16. Mai 1800, daß er schon damals Spuren von Leichtfertigkeit an ihr wahrgenommen habe. Während der ganzen Geburtszeit seines ersten Romans (der „unsichtbaren Loge") findet sich kein einziges Billet an eine der Höfer Freundinnen; erst Ende des Jahres 1792 wurde eine schwungvolle Skizze, wieder über Schutzgenien, wohl im Anschluß an den 54. Sektor der unsichtbaren Loge „für meine treue Freundin Amöne" (Herold) verfaßt; derselben zu lieb auch im Juni 1792 ein „Hochzeitsgedicht für eine Freundin" (in den Ausgaben unter den „Herbstbluminen I"

gedruckt) und infolge Aufforderung derselben die philosophische Abhandlung „Über die Fortdauer der Seele und des Bewußtseins“ (von Nerrlich fragmentarisch und fehlerhaft in der „Leipziger Zeitung“, wissensch. Beilage vom 24. und 27. März 1881, von mir vollständig und berichtigt im „Euphorion“ bekannt gegeben); dieser Aufsatz ist der Grundstock zum „Kampanerthal“. Für Helene Köhler schrieb Jean Paul den jetzt vor dem Fixlein stehenden Aufsatz: „Der Mond, eine phantasierende Geschichte“.

So waren diese weiblichen Jugendfreundschaften durchaus harmlos uud für Jean Paul vorzugsweise der poetischen Anregung wegen gepflegt; auch der Name der „Erotischen Akademie“ und die scherzhaften Streitfragen, die daselbst verhandelt wurden (s. Wahrheit 2c. 4, 272, z. B.: „Wie weit darf die Freundschaft gegen das weibliche Geschlecht gehen?“), geben der Sache kein anderes Relief. Noch am 5. Januar 1798 schrieb Jean Paul von Leipzig aus an Karoline: „Wenn ich sechzig Jahre alt werde, wo ich schon lange das Herz an meinem halte, das mir gehört und das mir bleibt bis in den Tod, wenn ich weit weg bin oder glücklich — ewig werde ich mit unvergänglichen Jünglingsgefühlen die Gespielin meiner versenkten Jugend lieben und meine Verjüngung an ihrem Herzen suchen.“[1])

Im Jahr 1793 scheint sich jedoch das Verhältnis zu Karoline Herold etwas leidenschaftlicher gestaltet zu haben. Es finden sich Briefe im Nachlaß, die solches nahe legen. Ein Brief vom

---

[1]) In Damengesellschaft befeuerte sich ganz besonders die Rede Jean Pauls und bekam neuen Schwung. Es wird berichtet, daß beim Besuch Gleims in der Dresdener Reisezeit, wo nur einige ältere Freunde des Hausherrn am Tische saßen, deutlich zu bemerken war, daß „Jean Pauls Worte und Gedanken einen eigenen Schwung nahmen, wenn Körtes Schwester während des Männergesprächs hinzukam und ihren Stuhl an den Tisch rückte“. Der Dichter selbst gesteht („Biographische Belustigungen in der Gehirnschale einer Riesin“ S. 95): „Wenn der elektrische Funke eines schönen Augs, die aura seminalis einer schönen Stimme über den Wind-Eiergang fährt, wie pulsieren da tausend puncta salientia im Kopf! Und die besten Gedanken werden flügge und schwingen sich auf!“

4. Dezember 1793 (nicht 1. Dezember wie Nerrlich S. 182 berichtet) enthält eine schwärmerische Freundschaftserklärung („An Lipmann" steht auf dem Zettel — wahrscheinlich später beigefügt; denn Karoline heiratete einen Liebmann); die Anrede ist auch in den folgenden Briefen abwechselnd „Sie" und „Du" und „Freundin"; am 1. Dezember 1794 folgt jedoch schon die entsagende Antwort Jean Pauls auf einen Absagebrief der Freundin: „Lostrennen werd' ich mich durch eine stufenweise Absonderung von ihrem Haus (wo mich ohnehin eins ums andere beleidigt)" — diese Einschaltung fehlt in „Wahrh." ꝛc. 5, 68, wo der Brief mitgeteilt ist[1]) — „und am Ende von Hof. Diese blutige Losreißung befehle ich mir, nicht um kalt zu werden, sondern um warm zu bleiben. Sie wissen nicht, in welchem Grade ich Herr über all meine kochenden Gefühle werde, wenn es sein muß." (Hier spricht der Stolz des Schülers Epiktets.) „Um mich abzukühlen, komme ich täglich, spreche täglich gleichgültige Dinge, stelle mich gleichgültig und ehe ichs weiß, bin ichs. Aber unsere Liebe soll sich nicht so mörderisch endigen. Ich will das milde Bild einer kurzen vorübergeflogenen Liebe heilig in meiner Brust befestigen und nicht bloß Ihr Freund sein, sondern Ihr treuester, heißester Freund. Und so ziehe denn hin, Beste, . . . verlasse den, den Du nicht gekannt hast; der Frühling, auf den ich mich so sehr freute, blüht wieder auf, aber unsere Liebe bleibt entblättert liegen und alle schönen Abende dazu. Du findest das Herz nicht mehr, das dem meinigen gleicht; ich will ein Engel sein, wenn meine Geliebte es ist. . . Hier stehe ich an der Grenze zwischen Freundschaft nnd Liebe und habe mir nichts vorzuwerfen; ich habe rechtschaffen gehandelt und reiche noch einmal meiner Freundin die alte Hand, die sie nicht mehr drücken will, und sage: Lebe

[1]) Vgl. hiezu den Brief an Örthel vom 1. Oktober 1796, wo es heißt, „daß ich überall Haß, zumal im Heroldschen Hause fand" (Förster hat in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Paul Fr. Richters" I, S. 338 aus Familienrücksichten „B . . . schen Hause" gesetzt.

wohl, sei unaussprechlich glücklich — aber Du hast mich nicht gekannt! Dein ewiger Freund Richter." Charakteristisches Licht auf diese Liaisonen wirft der Brief vom 2. Oktober 1794, worin Jean Paul nach einer Klage über die Kälte der Freundin sagt: „Wahrlich, ich wußte oft nicht recht, was ich mit meinen tollen Forderungen haben wollte, die ich oft an zehn auf einmal that. Ich fühlte es erst wieder in Bayreuth" (wohin Jean Paul im Sommer 1793 gereist war), „daß ich, indem ich Wünsche aufgebe, deren Erfüllung mich noch mehr ärgern würde als ihre Störung, erst dadurch des stilleren, edleren Genusses der schönen weiblichen Seele würdig, wenigstens fähig werde, daß man dann neben dem schönsten" (nicht schönen, wie Förster schreibt) „weiblichen Kopf noch weiß, wo einem der eigene steht, daß man dann noch sich erinnert, daß es nicht eine Frau auf der Erde gibt, sondern 500000000, und daß man dann mehr Launen erträgt und weniger besitzt". (R. Reimersche Ausgabe 64, 246, 247 und 252; Wahrheit 4, 312). Dies ist die erste der Karolinen, die Jean Paul nach Wahrheit 2, 92 hat heiraten wollen, während er die dritte wirklich heiratete.

Damit schließt diese erste Periode der weiblichen Jugendfreundschaften (mehr waren sie im Grunde nicht). Es verdient konstatiert zu werden, daß diese Beziehungen ein durchaus unschuldiges, harmloses Gepräge trugen, und daß die Lösung der Bande, wo sie intimer wurden, stets vom weiblichen Teil ausging (Jean Paul bestätigt dies im oben erwähnten Brief an Örthel, indem er von jener Zeit sagt. daß ihn „kein Mädchen mochte"). Es ist also lächerlich, dem Dichter „Veränderlichkeit" nachzureden. Nerrlichs sonstige Vorwürfe über „Spiritualismus" und „Transzendenz", also gerade über das Edle bei Jean Paul sind zu abgeschmackt und frivol, um eine Erwiderung zu verdienen; nach Nerrlich hätte Jean Paul die Mädchen verführen sollen, es habe ihm die „Sinnlichkeit" im Sinne Feuerbachs gefehlt![1]). Auch in Bezug auf die späteren

[1]) Nerrlich hat diese Auffassung von dem Materialisten Julius Duboc, der 1878 über „Jean Pauls Charakter in seinem Liebesleben" schrieb.

Bekanntschaften hat der Dichter sich gegen den Vorwurf der Veränderlichkeit verwahrt: „Vor euch erscheint ein Mensch veränderlich im Geschmack, weil er, der aus einem dreißigjährigen einsamen Isolatorio und Bicêtre herauskam, und der vorher darin weder Städte, noch Mädchen, noch Bälle, noch Leute gesehen, nun die allererste, die er vor der Kerkerschwelle antraf, natürlicherweise für herrlich ausschrie (denn er verglich alles mit den Ratten und Ketten und Mauerflecken seines Bicêtre) und weil er nachher über der Schwelle draußen oft anderer Meinung wurde, wenn er sich umsah und verglich: besagter Mensch war und ist später gar nicht veränderlich." (Denkwürdigk. 2, VIII).

Eine ganz neue Epoche begann für Jean Paul mit der Einladung nach Weimar, die Charlotte von Kalb am 29. Februar 1796 an den Dichter des jubelnd aufgenommenen „Hesperus" sandte. Nun tritt Jean Paul auch in seinen zarten Beziehungen aus der engbürgerlichen in die Hof- und Aristokratensphäre.

B. Die Beziehungen zu adeligen Damen.

Die Prophezeihung, die Jean Paul einst im Scherz seinen kleinbürgerlichen Freundinnen gemacht, daß einmal noch Fürstinnen und Prinzessinnen sie um seine Gesellschaft beneiden würden, traf früher ein, als er selbst gedacht. Seine Reise zum deutschen Dichterbethlehem, wo er am 10. Juni 1796 anlangte, war ein Triumphzug, der wohl auch einem weniger phantasievoll Angelegten den Kopf verrückt hätte. Der Kontrast zwischen dem bisherigen beschränkten, ja dürftigen Leben in dem verlorenen Gebirgswinkel des Frankenwalds und der Weimarer Atmosphäre, wo der junge Dichter mit einem Schlag der gefeierte Mittelpunkt eines durch Bildung, Geburt und Rang auserlesenen Kreises wurde, war zu blendend und plötzlich. Da durch Charlotte seine Ankunft signalisiert war, harrte das ganze Städtchen mit Spannung auf das neue Meteor. Die Unschuld und Naivität seiner Erscheinung, sein offener kindlicher Freimut, der

schwärmerische Enthusiasmus und Glanz seiner Rede, kurz die faszinierende Macht seiner Persönlichkeit übertrafen noch die Erwartungen, die seine Schriften erregt hatten; besonders wirkte der sittliche Adel und die männliche Kühnheit des jungen Genius auf die moralisch ziemlich defekte Weimarer Gesellschaft durch den Kontrast erhebend. Von Herder und Knebel mit Enthusiasmus, von Goethe wohlwollend aufgenommen [1]), war seine Erscheinung bei der Damenwelt von geradezu beispielloser Wirkung. Ein seltsames einzig dastehendes Schauspiel: eine blendende Fülle stolzer, hochstrebender Frauen scharen sich demütig und fast unterwürfig um den jungen Dichter, sie bekennen ihm ihre Begeisterung, tragen ihre Liebe an, geizen um ein Wort aus seinem Mund. Vorher von den beschränkten Mädchen eines deutschen Krähwinkel, das nicht das mindeste Bildungsstreben verriet, verachtet, höchstens als Unterhalter oder Gelegenheitsdichter geduldet, und nun von den tonangebenden Geistern in der Glanzzeit der deutschen Dichtung als der ihrige betrachtet, von der Blüte der weiblichen Aristokratie, und zwar vou auch litterarisch hervorragenden Damen umschwärmt, wie eiu Gott gepriesen! Ihnen war er nicht der arme verdorbene Student, der ewige Kandidat und Kinderhofmeister ohne Aussichten, an den ihre Zukunft zu knüpfen die Tochter eines ehrsamen Tuchmachers oder wohlbestellten Strumpfwirkers für Frevel erachtet hätte — diesem Kreise war er der ideale Dichter, dessen Werke das ganze gebildete Deutschland verschlang, ein Genie ebenbürtig den Größten der Zeit, einem Goethe, Schiller, Herder, Wieland, ja an Adel der Gesinnung, an Glanz der Phantasie und Glut der Begeisterung fast noch über diesen! Wie der Dichter

*) Nicht ebenso von Schiller, dessen Gestalt Jean Paul „verworren, hartkräftig, voll Ecksteine" (nicht *Edelsteine*, wie Nerrlich S. 267 nach dem gedruckten Briefwechsel mit Otto I, 389 schreibt) „voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe" vorkommt. Wenn Spazier III, 33 meint, daß Schiller im Verhalten gegen Jean Paul der von Goethe Verführte sei, so ist dies durchaus falsch.

früher seine stoischen Grundsätze und seine Willenskraft im bittern Kampf mit der Not und Gemütsdepression zu bewähren hatte, so bekam er nun Gelegenheit, sie gegen die nicht minder schwere Gewalt lockender Reize zu erproben — und wahrlich, er hat auch diese gefahrvolle Prüfung bestanden.

Die erste, die ihm in dieser Weise entgegentrat, war die Einberuferin in diesen Zauberkreis: Charlotte, geb. Marschalk zu Ostheim, verehelichte von Kalb, die einstige Freundin Schillers. Sie hat ihre an Jean Paul gerichteten Briefe diesem später unter ausdrücklichem Versprechen der Wiedergabe abverlangt, (s. Brief an Otto 12. März 1801 — Nerrlich verschweigt dies S. 422) und sie dann vernichtet, wie vorher schon die Schillers und sagt in ihren Memoiren (herausg. 1879 von Emil Palleske) keine Silbe von ihren Liebesverhältnissen; wir sind demgemäß auf die Bruchstücke, die Förster in den „Denkwürdigkeiten" aus den Briefbüchern Jean Pauls zusammengestellt hat (vgl. dazu „Ch. v. Kalbs Briefe an Jean Paul" herausg. von Nerrlich) und auf die Berichte Jean Pauls an Otto angewiesen, die überhaupt über die Weimarer Bekanntschaften die treueste Quelle sind, da sich Jean Paul seinem Busenfreund gegenüber ohne jeden Rückhalt ausgesprochen. Eben deshalb und besonders wegen der schonungslosen Kritik der Weimarer Zustände und Personagen haben die Herausgeber des Briefwechsels zwischen Jean Paul und Otto (1829–33 bei Reimer, Berlin) die größten Auslassungen und Veränderungen sich zu Schulden kommen lassen. Nerrlich hat in einer Revision des Textes im Programm des Askanischen Gymnasiums zu Berlin 1889 nur einige grobe Veränderungen richtig gestellt [1]), von den Auslassungen aber nichts bekannt gegeben; ich citiere durchweg nach dem auf der Berliner Handschriftenbibliothek ruhenden Manuskript der Briefe.

---

[1]) In seiner später herausgegebenen Biographie aber schreibt er ruhig die fehlerhaft gedruckte Briefausgabe ab, so z. B. den groben Mißverstand: Edelsteine statt „Eckſteine" (s. oben), den er doch selbst im Programm richtiggestellt — ein Beweis, wie leichtfertig Nerrlich arbeitet.

Charlotte, eine der merkwürdigsten Frauen der Litteraturgeschichte, von Jugend an schwermütig — „ich habe nie mit Docken gespielt", sagt sie in ihren Gedenkblättern – mit sechzehn Jahren an einen leichtfertigen Offizier vermählt, lernte in dieser bedauernswerten Lage Schiller kennen, der anfangs „staunend vor ihrer großen, sonderbaren Seele stand", sodaß die Scheidung und Neuvermählung in nahen Betracht kam. Später aber, besonders nach seiner Bekanntschaft mit der Lengenfeld, fühlte dieser, daß Charlotte keinen wohlthätigen Einfluß auf ihn geübt, ja daß sie nie wahr gegen ihn gewesen, außer in einer leidenschaftlichen Stunde, und sich von ihr lossagte. Dies war die erste schmerzliche Enttäuschung; die zweite kam ihr durch Jean Paul. Auch dieser war anfangs entzückt von ihr. „Sie hat zwei große Dinge", schreibt er 12. Juni an Otto, „große Augen, wie ich noch keine sah und eine große Seele". Aber bald erriet sein Scharfblick die Ecken und Härten wie die Aspirationen der Freundin. Weit entfernt, ihre Leidenschaft zu erwidern, schreibt er an Otto bereits von ihren Fehlern, die aber „nur auf seine Zunge, nicht auf das Papier" kommen sollten. Darunter verstand er sicherlich ihre dem keuschen Sinn Jean Pauls unangenehme Gefühlsheftigkeit (nicht Sinnlichkeit — von dieser spricht sie Jean Paul ausdrücklich frei), ihre Intriguenlust, womit sie ihn gegen manche Persönlichkeit einzunehmen suchte — die Entfremdung Jean Pauls gegen die beiden Dichterheroen ist sicher zum Teil auf Charlotte zurückzuführen, man lese nur in den Briefen an Otto die Vorberichte, die sie ihm von ihnen gibt und wie Jean Paul darnach sein Verhalten einrichtet — und nicht zum mindesten die Eifersucht und Tyrannei, die sie gegen ihn ausübte und womit sie jede seiner Stunden in Beschlag nehmen wollte. Charlotte war ein Wesen voll edler Gesinnung und hoher Ideen, aber ohne Zucht des Willens. „Ihr Geist", schreibt Jean Paul nach der Rückkehr von Hof an sie (11. Juli) „kernt aus fremden Leibern nur den Geist aus. Handeln Sie, dann befriedigt sich ihre übervolle Seele!" Hier spricht der Stoiker und Tugendpraktiker, und jene Satire über

die Tugendstatistinnen und -virtuosinnen im „Museum" 91, „welche selten handeln, aber in der Täuschung leben, daß sie noch besser sind als alle benachbarten Schauspieler und Schauspielerinnen, bloß weil sie über diese mit feinem Gefühl richten", war sicherlich nach dem Konterfei der Weimarer schöngeistigen Damen gefertigt[1]). Bedenkliches Stutzen erregte dem Dichter ihr Urteil über die „Mondsfinsternis" (s. oben): „Das Ködern mit dem Verführen! Ach ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon gesteinigt genug. Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand... Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen! Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeiten und Bedürfnisse und selten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen — vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt — sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Goethe und mehr als Goethe: unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt. Ich sage dies alles in Beziehung auf Ihre Vorrede. Ich verstehe diese Tugend nicht und kann um ihretwillen keinen selig sprechen." 16. Okt. 1796. Diese Sprache und solche Grundsätze trafen Jean Paul tief. Die volle Antwort darauf hat der Dichter im „Titan" gegeben, wo er Linda, die weibliche Titanide — ihr Urbild ist Charlotte — an ihrer Gesetzesfreiheit moralisch zu

[1]) Noch 19. Juni 1804 schrieb Jean Paul über Charlotte an Otto: „Das Handeln abgerechnet übertrifft sie jedes Weib."

Grunde gehen läßt, indem der Wüstling Roquairol ihre Nachtblindheit und die Ähnlichkeit seiner Stimme mit der Albanos zu seinen Zwecken ausnützt. Man lese dort die Stelle anfangs des 132. Cykels: „Zuweilen überfiel ihn (Albano) ein kalter Grimm gegen das Verhängnis, das immer mit einem schnellen Wirbelwind zwischen seine Umarmungen fuhr und alles auseinander drängte — bald ein Zorn auf Linda, die nicht wie eine Liane gehandelt hatte und die den Irrtum der Verwechslung durch ihren Grundsatz, der Liebe alles zu vergeben, selber mitverschuldete — bald inniges Mitleiden, da sie ohne alle geistige Ähnlichkeiten nicht hätte verwechseln können, wie ihm das heimliche Gericht des Gewissens sagte, und da sie nun allein dafür büßte, daß sie ihm sich opfern wollte." Diese Stigmatisation war eine furchtbare Strafe, und Charlotte lehnte empört jede Ähnlichkeit mit Linda ab, aber im Zusammenhalt mit ihren obigen Äußerungen wird man die Konsequenz nicht beanstanden können. Am 21. Februar 1797 schrieb Jean Paul: „Ihr Brief hat mir bittersüße Thränen gekostet. — Dein großes Herz verhungert und verwelkt in der öden Welt. Du glaubtest, Männerliebe könne es füllen, aber Deine weite Seele füllt und sättigt nur der Unendliche, der hinter dem Tod glänzt, und seine zweite Welt." Gleichzeitig aber bewundert er das „unzerbrochene Tempelgebäude einer festen und reichen Seele", er dankt für die Offenheit, womit sie ihm ihr Inneres entschleiert habe; ein Zeichen des engsten Herzensbundes sei ja die Enthüllung der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, die der egoistische Weltton verbiete (29. Jenner 1797). Vorsichtig aber weicht er dem Hintergedanken der Schreiberin aus und mahnt sie, Trost für ihre zerfahrenen Familienverhältnisse nicht in neuer Liebe, sondern in der Religion zu suchen. Daraufhin gerät die Korrespondenz etwas ins Stocken, Charlotte mochte über die Moralpredigten schlecht erbaut gewesen sein, wo sie Liebeserklärungen gehofft hatte. Noch größere Trübung erlitt das Verhältnis zu Jean Paul durch neue weibliche Bekanntschaften, die Jean Paul inzwischen gemacht hatte.

Am 17 August 1796 war, wie wir aus einem Brief Jean Pauls an Friedrich von Örtel [1]) vom 22. August desselben Jahres wissen, die Frau des russischen Gesandten in Dänemark, Julie von Krüdener, auch eine Heroine, bei Jean Paul in Hof, und wußte den gefühlvollen Dichter zu bezaubern. Sie sei eine Seele, wie er sie kaum noch im Pantheon der Ideale gesehen: ewiger Friede und Freude in sich, eine weite Menschenliebe, die nichts mit sentimentalem. erotischem Eigennutz gemein hat und eine gute Meinung, die sie von andern, andere von ihr haben, seien ihre notae characteristicae. Desgleichen schreibt er an denselben am 22. Oktober: „Du hast Deinen Prozeß gegen die Krüdener verloren mit allen Kosten. Ich blätterte zwei Abende in ihrem Herzen. Den ersten warfst Du noch immer Schneeballen in mein Altarfeuer. Den zweiten sah ich die idealische Seele — trotz dem Selbstlob, das kein Egoismus ist, weil sie allen Menschen hilft und nachfühlt, und weil sie im Feuer für alles Edle ihr Ich vergißt, und trotz den Verderbnissen ihrer weiblichen Unschuld oder vielmehr gewisser Grundsätze über die Liebe, die sich im Beispiel des Weltlebens besudeln, — hell und rein und hoch auflodern in der Selbsterniedrigung unter andere moralischere Menschen . . Sie hat meine Seele erobert; ich sehe ihre Sonnen- und Sommerflecken des Weltlebens, ihre übertriebene Selbstachtung, ihre weiblichen Niederlagen — aber ich sehe auch den fliegenden, glühenden Geist." Denselben tiefen Eindruck machte Jean Paul auf die Dame. Die Bekanntschaft war übrigens eine kurze; noch im Oktober 1796 reiste Julie in die Schweiz, und die beiden haben sich nicht mehr gesehen. S. den Briefwechsel in Försters „Denkwürdigkeiten" 3. Bd.

Dagegen wurde eine andere Bekanntschaft derselben Zeit intimer und folgenreicher. Emilie von Berlepsch, geb. von Oppel, seit 1797 von ihrem Gatten, dem Hofrichter und nach-

[1]) Den Jean Paul in Weimar kennen gelernt hatte; er ist nicht verwandt mit Adam von Örthel.

herigen westphälischen Präfekten von B. geschieden, als Schriftstellerin namentlich durch ihre „Sommerstunden" rühmlich bekannt, besuchte Jean Paul 1797 in Hof und lud ihn nach Franzensbad ein, wohin er ihr trotz der gefährlichen Krankheit seiner Mutter folgte. Daß hier von intimeren Banden noch keine Rede war, beweist schon der naive Vorschlag einer reichen Heirat, den sie ihm machte (mit der Tochter des Landvogts Heidegger in Zürich). Jean Paul fühlte sich angezogen von dem klaren und doch phantasievollen Geist der Dame und, was bei Jean Paul stets ins Gewicht fiel, weil sie ihm von Sinnlichkeit durchaus rein erschien (Br. an Otto 24. Februar 1798); niemals aber, auch nicht in der Folgezeit, nehmen wir bei ihm ein zarteres Gefühl wahr; daß es dennoch zum Heiratsversprechen kam, war die Folge eigentümlicher Verkettung der Umstände. Jean Paul stellt seine bisherige Zuneigung ausdrücklich der ehelichen, ausschließlichen Liebe entgegen: „Die Liebe hat so viele Stufen, als es menschliche Liebenswürdigkeiten gibt. Soll ich jene Fülle des Herzens, welche die ganze Erde und alle Wesen und Planeten aus ihm herausscharrt, um den weiten Platz aller Liebenswürdigkeiten mit e i n e m Wesen auszufüllen, wiederbegehren?" 19. September 1797. Diese Simultanliebe ist nicht nach dem Geschmack der Freundin; sie erwidert: „Fülle mache arm? Nein, keine große, reine Empfindung hat je schwach und kleinlich gemacht." 15. Oktober. Bei einem Besuch der Berlepsch in Leipzig, wohin Jean Paul nach dem Tode seiner Mutter übergesiedelt war, kam sie wieder auf ihr Heiratsprojekt mit der Schweizerin zurück. Sie wollte das Mädchen ausstatten und dann zu ihm ziehen. Sein Freiheitssinn bäumte sich gegen solche Vergewaltigung; er hielt ihr vor, daß von einem gemeinsamen Leben keine Rede sein könne, da die Unähnlichkeiten, welche jetzt nur Schranken zwischen ihnen wären, dann sich in Klüfte verwandeln würden, worin drei Menschen untergingen. Nun bekam sie „Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände; ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt".

An Otto 27. Februar 1798. Dann schreibt Jean Paul in demselben Brief weiter: „Einmal (den 13. Jänner) unter dem Machen einer Satire von Leibgeber ging mein Inneres auseinander: ich kam abends und sagte die Ehe zu.“ Aber gleich heißt es weiter: „So lieben und achten wird mich keine mehr wie diese; doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir ... Wenn ich aber von Nichtentscheidung rede, so glaube, daß ich aus Gründen und nach factis handle! Insofern Größe und Reinheit der Seele und metallischer Reichtum beglücken können, so wär ichs dann; aber“ u. s. w. Otto riet ihm von der Heirat ab und Jean Paul erwiderte 13. März: „Was Du über die Berlepsch sagst, ist aus den tiefsten Mysterien dieser Lage geholt. Aber schon als mein letzter Brief geschrieben war, hatt' ich entschieden und zu ihr gesagt, daß ich keine Leidenschaft für sie hätte und wir nicht zusammengehörten. Ich hatte zwei aus der glühendsten Hölle gehobene Tage, und nun schließet sich ihr zerschnittenes Herz sanft wieder zu und blutet weniger. Ich bin frei, frei, frei und selig! geb ihr aber, was ich kann. Meine Rechtfertigung setze voraus; in Hof hörst Du sie recht weitläufig.“ So war diese Gefahr glücklich vorbeigezogen; es braucht wenig Psychologie, um zu prognostizieren, daß die dauernde Verbindung mit dieser Weltdame trotz ihrer edlen Qualitäten nur unglücklich für den Dichter hätte ausfallen können. Von nun an war Jean Paul von den Titaniden und „ausgebrannten Ehekratern“, in die er zu stürzen drohte, geheilt und ersehnte in der damals geschriebenen Konjekturalbiographie als seine zukünftige Gattin „ein stilles einfaches Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkäme und alles, was das erinnernde Herz ewig vormalt“. Doch hatten die Erfahrungen in den hohen Kreisen für den höheren Stil seines Schaffens anregend gewirkt und waren Geburtskeime seines „Titan“. Ein besonderes Glück, das Jean Paul bei seinen verfehlten Liebesaffairen hatte, war die Freundschaft, die sich aus der heißeren Verbindung immer gebar; auch

Emilie sehen wir schon im April wieder versöhnt Jean Paul sich nahen und nach ihrer baldigen Vermählung nach Schottland schreibt sie ihm noch lange als Emilie Harms in wohlwollendster Weise. S. Försters Denkw. 2. Bd. S. 97—139. Schwieriger war die Ablösung von Charlotte v. Kalb, welche die Hoffnung, den jungen Dichter an sich zu fesseln — die Initiative ging bei diesen Affairen immer vom weiblichen Teil aus — noch nicht aufgegeben hatte. Auf Einladung Herders war Jean Paul nach Weimar gekommen und sofort fand sich Ch. bei ihm ein. „Der Teufel", sagt ein Brief an Otto vom 3. November 1798, „zieht mir die verdammtesten Wolfsgruben über den Lebensweg, besonders dadurch, daß entweder nur die andere Person liebt oder nur ich; jenes ist für das Gewissen gefährlicher, dieses für das Glück." Vorher sagt er: „Für Dorothea" (Weißes Tochter) „wurde ich kein Hermann. Eine andere heißere Verwicklung, die immer sinnlicher wurde, löste sich gerade durch den Abschied, ohne es zu sehr geworden zu sein." Im Brief vom 28. und 29. Dezember hören wir weiteres: „Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften! Jene Frau . . die ich Dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Scene hatte, wo ich wie in Leipzig im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet sie tief und höher als die Berlepsch und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Wiederschein dieser Altarsflamme auf mich fiel, sagte sie es mir geradezu. Im Lenz! im Lenz! — Mit drei Worten — o, ich sagte der hohen, heißen Seele einige Tage darauf: Nein! Und da ich eine Größe, Glut, Beredsamkeit hörte wie nie: so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Schwester und deren Mann, der Präsident, und ihre Verwandte würden alles thun. Ach, im

März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit! — Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es paßt nicht zu meinen Träumen! Wild bin ich ordentlich. — Sieh gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Herminen [1]) malte, und jetzt, da ich in den gedruckten Briefen an Dich [2]) im Jänner mein künftiges Leben und Lieben wieder malen will: da kehrt dieser Sturm zurück! Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein! . . Noch sonderbarer werd ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger stehen sollen, als mein Glück und mein Grab — ich meine, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewisse Weiber führt. Jetzt kann ich ihn machen, indeß ich früher manchen Fehler leichter dargestellt und begangen, als gesehen hätte. Ach, ich suche im ausgeleerten Leben außer der liebenden altväterlichen, mein Jodit̃z palingenesierenden Ruhe auch nichts weiter als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich dann weg in die stille Höhle, wenn es mich gebraucht. Jene Berlepschen Verhältnisse banden meine Augen und Hände zu, und ich versäumte vielleicht ein Herz, das mir gehörte. Soll ich immer so spielen und hoffen und ausschlagen und verfehlen? Solche Weiber, wie beide, verblenden gegen jede stillere weibliche Luna." Am 6. Januar 1799 schreibt er an Otto: „Zweitens mit der Titanide hab' ich jetzt ein Elysium ohne Schwaden. Alles ist leicht und recht und gelöst . . . Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer nur vor Zeugen. Nein es gibt nicht Heiligeres und Erhabneres als ihre Liebe! Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen; man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit

---

[1]) In den „Palingenesien".

[2]) „Briefe und bevorstehender Lebenslauf."

nicht für die Neigung zur letztern." Später erfahren wir aber, daß die Kalb die Flinte noch nicht ins Korn geworfen: Am 2. Februar schreibt Jean Paul an seinen Freund: „Die Titanide hat an ihren Schwager geschrieben wegen der Scheidung. Sie sprach mit einer Gräfin B., ohne den Mann zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin Gore, die sie dem Geschiedenen zudenkt. Er und sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich malen kann. Ich beharre fest auf meinem Stand; auch ist ihr die Scheidung ohne alles weitere schon erwünscht, zumal da er mit einem neuen Riß die copula carnalis ganz zerrissen. Die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Nein ohne Orkane wiederholen konnte. Aber es geht leicht, da ich sie ganz kenne; ich muß ihr aber nicht schreiben, sondern sprechen . . ." 1. März: „Zuweilen ergrimme ich über meine von allen meinen Verhältnissen ermordete Vergangenheit, über die bewölkte Jugendwelt, die mir die Spitzbuben um mich verdarben und die mir nun kein Gott wiedergeben kann. Ach welchen Samen zu einem Paradies trug ich in meinem Herzen, und wie wenig ließen mir die Raubvögel! Oft ärgere ich mich komisch, daß mir das Schicksal kein Präsent macht; hart und kämpfend erobere ich mir meinen Bissen; an einen Glückszufall ist nicht zu denken."

Fortan sind die Beziehungen zu der Freundin ruhiger und klar. Selbst der Gemahl der Charlotte mußte Achtung vor Jean Paul haben. „Der Mann Charlottens begegnet mir mit schönerer Liebe, und ich kann ruhig vor ihm stehen, weil mein obiges Nein eisern feststeht . . . Er sieht und hört ihre Neigung, liebt mich aber nur mehr." —

Jean Paul bewahrte Charlotte zeitlebens freundliches Gedenken. Noch 15. April 1805 empfiehlt er sie Jacobi als „alte Freundin". Sie verschließe in rauher Eichenrinde einen zarten Blütengeist und habe mehr auf seine Bildung eingegriffen als alle übrigen Weiber zusammen, aber „mehr auf meine Urteile, als Gefühle und Thaten", wie er Otto schreibt.

Jean Pauls Verwicklungen führten ihn hart an die Abgründe der Sinnlichkeit, aber er stürzte sich nie in die tosende Flut. Seine Lebenserfahrung und Weiberkenntnis aber wurde bedeutend erweitert. „Aus Liebe sind sie alle sinnlich", schreibt er an Otto, und es kommt nur auf die Schlechtigkeit, gehaltene Stufenfolge und das besonnene Feuer des Mannes an, jede, die ihn heftig liebt, zum letzten Punkt zu führen... Hier veracht' ich bloß den Mann; denn das Weib nützt, aber gibt nicht den Anlaß... Und doch nehme ich nichts von meiner alten Achtung für die weibliche Reinheit zurück; keine glaubt, daß sie fallen werde, weil keine sogar *ihre* körperliche, unbändige Reizbarkeit d. h. Trunkenheit kennt. Daher ihre komische Verwunderung, daß eine fiel und anders handelte, als sie sprach (da sie doch dachte, wie sie sprach); sie glauben, weil sie die Versuchung nicht wünschen, sie darum auch besiegen zu können, oder auch, weil sie sich bei derselben nie den Geliebten, sondern einen Fremden denken, oder weil sie sich dieselbe zugleich mit dem Höllenfeuer denken, ohne den langen Höllenweg dazu. Diese Kenntnis macht einen nicht sonderlich moralisch stark bei diesem Geschlecht, weil man dabei auf keine Subsidien zu rechnen hat als auf eigne. Ich habe entscheidende Erfahrungen, und bin bloß über die Art verlegen, wie ich öffentlich die Mädchen darüber warnen soll.... Ach, wie meine Seele sonst so heilig war und so dumm! Der Teufel hole das erste zerrüttende Wort, das die Kalb mir sagte und das fortbrannte!" (16. Mai 1800.) „Ich nahm in meine Brust keine Veränderung auf, aber desto mehr in mein Gehirn; *nur dieses hat in Weimar Irrtümer abzulegen*" (6. Juni 1799).

Charakteristisch ist in diesem Betracht auch die von Förster in seine Briefsammlung nicht aufgenommene Stelle des Briefs an Örtel vom 13. Februar 1797: „In früher Maijugend vor dem Ideal des schmachtenden Herzens besudelt keine Sinnlichkeit den seligen Traum. Dann verfliegen die Ideale, die Sinnlichkeit tritt ihre an — später schlafen wir ohne den schönen Traum

der ersten Liebe, jene Magie ist durchstrichen. Der Teufel verdient kein Manifest. Sondere Dein Ich von dem Postament des Ichs ab!"

Nicht in diese schwüle Atmosphäre fällt der im März 1799 sich entspinnende Briefwechsel mit einer geistig hervorragenden Dame, gleichfalls Romanschriftstellerin, Josephine von Sydow. Sie hat die Begierde, den Autor des Hesperus kennen zu lernen. „Wenn ich Königin wäre, müßte der Verfasser des Hesperus mein Premierminister sein, wäre ich seine Clotilde, so wäre ich glücklicher denn als Königin", beginnt ihr erster Brief. Nicht der Stil, sondern das Herz, das er voraussetzt, habe sie gewonnen; „Jean Paul glaubt an die Tugend, sie ist es, die ihm die Sprache leiht, sie würdig zu malen; er glaubt an die Freundschaft, an die Liebe, eine Liebe, wie sie ohne Zweifel himmlische Geister in einer besseren Welt kosten — er hat in mein Herz alle Träume einer schöneren Zeit zurückgerufen; ich sage zu mir mit Enthusiasmus: es gibt ein Wesen, das zeichnet, was du fühlst". Sie erzählt ihm ihre Jugend in Frankreich, spricht von ihren Werken, erbittet Ratschläge über die Erziehung ihrer Kinder von ihm, ihrem Beichtvater („directeur" 15. April 1799), meldet ihm den tiefen Eindruck und das Schluchzen, das ihre Charlotte beim Vorlesen des „doppelten Schwurs der Besserung" befiel; sie vertritt den Vorrang der Freundschaft vor der Liebe; erstere gebe alle Wonnen der letzteren ohne deren Qualen; sei diese süßer, so sei die Freundschaft himmlischer; auf die Nachricht seiner Verlobung wünscht sie, daß er der glücklichste der Menschen werde, wie er der beste sei, ersehnt aber eine Zusammenkunft in Berlin herbei: „Die Gärten von Monbijou würden nicht so gefährlich werden wie die der Phantasie[1]) und das Bild seiner Karoline werde immer zwischen ihnen sein". Diese Begegnung kam auch zustande und mehrte die gegenseitige Achtung.

[1]) Anspielung auf den „Siebenkäs", für dessen Natalie, wie Jean Paul ihr mitteilte, sie das Urbild war.

Die Korrespondenz zwischen Jean Paul und Josephine steht bei Förster, im 2. Band der „Denkwürdigkeiten" S. 143 bis 227. Die französisch geschriebenen Briefe der Sydow gehören zu den exquisitesten der Brieflitteratur. Zu der Darstellung Nerrlichs S. 343 möchte ich nur bemerken, daß der im 2. Brief erwähnte Mr. Wolf „prêtre", also katholischer Priester, nicht „Prediger" war; Josephine und ihre Kinder (aus erster Ehe; denn sie sind bereits erwachsen) waren katholisch; die erste Ehe wurde, wie derselbe Brief besagt, durch den Bischof von Culm gelöst. Zu der weiteren Darstellung ist nichts sonst zu sagen, als daß sie eben in dem Stil und der Tendenz wie das ganze Buch gehalten ist, nämlich unlesbar für jeden, der einerseits gutes Deutsch, andererseits treues Referat liebt. Aus der geistsprühenden Korrespondenz hebt Nerrlich die „unbestreitbaren" Worte hervor, die Jean Paul der Dame zugerufen habe: „Ihr Geschlecht ist — zumal in den hohen Ständen — oft bloß darum so krank und trübe, weil es nicht genug zu thun hat"!

Nun beginnt das verhängnisvollste seiner zarten Verhältnisse: die Bekanntschaft mit Karoline von Feuchtersleben, die zweite der Karolinen, die er heiraten wollte und nicht heiratete.[1]) Auch sie hatte den Bund zuerst angeknüpft, wie aus dem Brief vom 31. März 1800 hervorgeht. Dort schreibt sie an ihren Geliebten: „Hätte man mir nicht so oft und so bestimmt gesagt, Du seiest verheiratet, und hätte ich es nicht so fest geglaubt, daß ich eine Wette darüber verlor, ich hätte sicher nie den Mut gehabt, Dir zuerst zu schreiben."

Mit ihr treten wir aus der Sphäre der genialen Weltdamen mit ziemlich angegriffener Vergangenheit („fosses couches

[1]) Der Briefwechsel Jean Pauls mit Karoline von Feuchtersleben in Försters Denkwürdigkeiten (II. S. 231—259) ist äußerst lückenhaft. Nerrlich hat in den „Akademischen Blättern" (Otto Sievers) 1884 (477—492) die Briefe der Verlobten aus der letzten Zeit vollständiger mitgeteilt. Der Aufsatz in dem „Grenzboten" 1859 S. 370 ff. fußt auf gedrucktem (unzulänglichem) Material.



touchierter Tugend" wie Heine sagt) in eine reinere Atmosphäre. Während die Lösung der früheren, aufgedrungenen Bande für den Dichter einfach Gebot der Selbsterhaltung war und ihm nirgends verübelt wurde, bildet der Bruch mit Karoline Anlaß zu dem stehenden Vorwurf der Herzlosigkeit und Selbstsucht Jean Pauls. Es ist durchaus nötig, die Akten des Anklageprozesses einmal gründlich zu revidieren. Spazier und Förster gehen mit wenig Worten über dieses Verhältnis hinweg, Nerrlich gibt eine völlig falsche Darstellung; ich beschränke mich auf sorgfältige Sichtung des Aktenmaterials; das Urteil mag sich jeder selbst bilden.

Jean Paul lernte Karoline am Hof des Herzogs von Hildburghausen, wo sie Hofdame war, im Mai 1799 kennen; vorher schon hatten beide Briefe gewechselt. Karoline machte tiefen Eindruck auf des Dichters leicht empfängliches Herz; doch ist von intimeren Absichten den Sommer über noch nichts zu spüren. „Denke nur nicht, daß hier etwas Wichtiges kommt, nämlich eine Braut!" verwahrt er sich bei der ersten Erwähnung an Otto, 24. Mai. Die Worte: „Werde einmal glücklich!" im Brief vom 3. Juni an Karoline, und die Klage über ewige Trennung und Versicherung der „Freundschaft" im Brief vom 17. Juni lassen keinen Raum für zartere Beziehungen — das „Du" darf uns nicht irre führen, es wechselt in allen freundschaftlichen Briefen des Dichters mit dem „Sie". In einem Brief an Otto vom 7. Oktober taucht zum erstenmale der Gedanke einer Verbindung mit Karoline auf: „Noch in keiner Seele fand ich diese hohe, strenge, unnachlassende religiöse Moralität, die unerschütterlich ... bis in die kleinsten Zweige treibt. Bei ihrer moralischen Zartheit fühlt man, daß man leider in Weimar lange gewesen! Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein Herz bis auf den kleinsten Fleck ausreinigen". „Eine kalte Lawine fiel in den warmen Sommerabend hinab"[1], meldet

[1]) Nerrlich bezieht S. 347 irrtümlich die hier angedeutete Verstimmung auf den folgenden Vorfall am 9.

plötzlich der Brief an Karoline, 8. Oktober — die Bedeutung dieser lakonischen Worte kennen wir nicht; das Gewitter aber zog diesmal vorüber, denn sogleich konnte Jean Paul eine stürmische Begrüßung und den ersten Kuß, den Kuß der Verlobung, dem Freund melden. Doch das Einvernehmen dauerte nicht lange. Am 15. Oktober schreibt Jean Paul dem Freund: Mittwoch 9. war ich und die Feuchterslebenschen abends zur Beck zum Essen geladen. Wie glühte die Welt so rosenfarben! Karoline gab mir ihre Gedichte und ein Briefchen... Als ich an die mit Bleistift geschwärzte Stelle kam, war mein Abendhimmel in Schneewolken ersoffen. Hart, hart wirft immer das Schicksal mein bewegtes Herz gegen die eckigste Wand, die es finden kann. Ordentlich empört war ich an jenem Abend über dieses Wurfspiel. Ich zeige die Stelle Karolinen in einer schnellen Minute und unterstreich' es und sage ein hartes Wort und bleibe nun kalt. Ich verstand die Stelle so: Widersetzt sich die Familie der Verbindung, so ... Nun beging die Gute ihren ersten Fehler unter lauter Schmerzen. Sie war nämlich den ganzen Abend schneidend anspielend, hart, außer sich, wie ichs mir sah — ich gebot über mich fest und erwiderte keine Bitterkeit, die zu einer reizen sollte. Wenn man meine Liebe stört und martert, wendet mein Inneres wie eine Schlange sich auf und steht fest; wenn man sie erduldet und nährt, bin ich ohnmächtig und folge (doch mehr in den Hofer Zeiten). Zum Glück sprach ich mich aus meiner Folterherzenskammer heraus durch den ersten Vorschlag von Augustens" (Herders Sohn) „Mitreisen und wurde ganz belebt, und unter dem Essen ermattete ihr bekämpfendes und unbekämpftes Herz und das gute Auge weinte. „„Zahnschmerzen"", sagte sie mit einem Ton zur fragenden Mutter, der nicht einmal überreden will und wiederholt' es nicht. Ich schwieg. Am Morgen bekam ich Nr. 6" (ein Brief ist gemeint, der verhängnisvolle, der die Störung angerichtet, war Nr. 5) — „ich milderte und erklärte mein Ich und bekam Nr. 7, und als ich sie wiedersah, sank sie mir nach meinen wenigen sanften

Worten ans Herz, ohne meine schriftliche Erklärung verstanden zu haben. Denn sie hatte mit jener Bleistiftstelle weiter nichts gemeint als: wenn wir selber alle das nur zu einem zerflatternden Spiel machen und keine Ewigkeit der Liebe kennen, so —. O, wie konnte sie aus einer solchen Stelle meine Starrsucht erklären! Aber sie konnte es und sogar das erklärende Billet dazu. Widersprüche sind die weiblichen Reime in dem weiblichen Kopf. Ich sagt' ihrs. Aber dann blieben wir ungeschieden bei einander... Ich schweige über den Regenbogen und Morgenthau der lichten Stunden, die nun hinter einander zogen — und über ihr Hingeben und Vertrauen und Gehorchen."

Um das Mißverständnis des Dichters zu erklären, dürfen wir wohl annehmen, daß er durch die vorangegangene Verstimmung bereits argwöhnisch geworden war und daß sein Aristokratenhaß in ihm den Entschluß gereift hatte, sich von den adeligen Verwandten nicht das Mindeste bieten zu lassen. Die Art, wie er im Folgenden mit diesen umsprang, gibt von solcher Gesinnung die deutlichsten Belege und war keineswegs derart, wie man sich von dieser Seite erwartet hatte. Dennoch wären alle äußeren Hindernisse durch die Energie Karolinens bald besiegt worden, wenn nicht Jean Pauls Abneigung gegen die Verbindung bereits festgestanden hätte. Schon die obige Schilderung, die Kälte, mit der er über den Kummer, den er der „Guten" bereitet hat, referiert, läßt durchblicken, daß er nur aus Mitleid die Beziehungen wieder anknüpfte — war doch seine „schriftliche Erklärung", welche die Freundin in ihrer Verblendung nicht verstand, nur eine verblümte Absage — und die definitive Lösung nur eine Frage der Zeit. Von Schuld oder Unschuld bei solchen Dingen zu reden, ist lächerlich; so lange Zwangsheiraten nicht im Sinn der Chinesen zum Moralcodex gehören, wird wohl jedem erlaubt sein, sein Weib nach seinem Belieben zu wählen und eine eingegangene Verlobung, wenn er sie für unheilvoll erkennt, zu lösen. Der an dem fatalen Abend an den Tag gelegte schweigende Trotz ist

ein Charakterzug Jean Pauls, der uns überall begegnet, wo der Dichter sich tief gekränkt fühlt; er verzichtet dann auf jede Gegenrede und Vertheidigung und verharrt nur fest in seiner thätlichen Opposition. „Er war leicht zu bewegen zu allem, traf man den rechten Punkt und ebenso hartnäckig im andern Fall" — sagt er im Studienbuch zu den Flegeljahren über Walt, sein Ebenbild. Cf. Wahrheit ꝛc. 3, 227: „Wie ich überhaupt das Herz so zu enthüllen pflege wie den Busen; zur Verhüllung beider kann mich nur die Kälte zwingen." Thatsächliche Analogien sind schon bei dem Knaben die Excurrenzstreitigkeiten auf dem Gymnasium, als Jean Paul den Laufburschen für die Primaner machen sollte (Spazier 1, 121: Jean Paul sagte kein Wort, sondern verschloß nur einfach die Hand, in die man das Geld zum Einkaufen legen wollte) — ferner das Verhalten gegen Kaplan Völkel, aus dessen Stunde er wegblieb, weil dieser ein Schachversprechen nicht erfüllte, ohne daß Jean Paul ihm den Grund verriet. Aus der späteren Zeit gehört z. B. ein Zerwürfnis mit Pfarrer Österreicher hieher, der, unwillig über das freie Zulangen der Kinder beim Essen, den Autor der Levana mit Rousseau verglich, der gut über Erziehung geschrieben, dieselbe aber schlecht praktiziert habe. Jean Paul, erzählt Funk, habe nur erwidert: „Was, mit Rousseau vergleichen Sie mich?" und sei den ganzen Abend stumm geblieben.

Scheinbar war die Harmonie hergestellt; „ich kenne Dich und mich, wir werden nur mit einander glücklich", schreibt er der Verlobten 21. Oktober, aber schon am 30. Dezember berichtet er an Otto: „Mein Verhältnis zur Hildburghauserin hat jetzt seine Krisis", und trotz der hohen Achtung vor ihrer Tugend, die eine zehnjährige Beobachtung vertrüge, spricht er doch auch von „einigen Lenettenlaunen". Am 4. Februar verkündet er, sie wollten beide ihre gegenseitigen Unähnlichkeiten auswechseln und gerade dadurch ähnlicher werden. Bedeutungsvoll ist, daß er unmittelbar hernach von seiner Simultanliebe zu allen edlen Wesen, die er kennen gelernt, spricht: „Meine Seele hat nie eine Liebe über

die höchste vergessen"; er könne jenen keine heißere und heiligere Freundin geben als seine Karoline. Er verfehlt nicht, seine Geliebte auf ihre Eifersucht zu prüfen, und legt ihr den gesamten Briefwechsel mit den vorigen Freundinnen vor. Diese aber ist schlecht dafür verbunden und sagt: „Guter, zeige mir keine Briefe mehr von Deinen übrigen Freundinnen — Josephinens Briefe ausgenommen. Liebe sie alle, schreibe an alle, sei ein warmer Freund aller guten weiblichen Seelen, aber — sage mir nichts mehr davon!" Das Frühjahr verfließt unter mannigfachen Kämpfen gegen die Verwandten, die eine Mesalliance nicht dulden wollen: „Über meine Karoline hatte ich einen neuen Strauß auszufechten mit Onkel[1]) und Bruder und ich erwarte jeden Tag die Siegesnachricht . . .; ich weiche keinen Fußbreit gegen die zwei Un-Männer" (28. Februar 1800); aber es müssen weitere Schwierigkeiten aufgetreten sein, denn am 3. März erklingt der Weheruf: „Über meine Karoline kann ich jetzt wieder nicht reden . . Du solltest nur wissen, was täglich und wie eilig nicht etwa Welten, sondern Weltsysteme, in Nebelflecken gestaltet, durch meine Seele brausen. Mich wundert nur, daß ich noch den gemeinen Menschenverstand habe."

Aufklärung gibt der Brief Karolinens vom 5. März, wo von einem Brief die Rede ist, den Jean Paul vom Onkel erhalten haben muß. Karoline berichtet, daß der Onkel ihr seine Liebe entzogen. „Ich habe nun", spricht sie, „in der weiten Welt nichts mehr als Dich und von allen Herzen keines als Deines." Die folgenden Briefe Karolinens an Jean Paul

---

[1]) Was dieser Onkel (nach Nerrlich ein Schott von Schottenstein in Würzburg) für ein Charakter gewesen, darauf wirft Karolinens Brief vom 14. April 1800 Licht, wo es heißt: „Die Gesellschaft des heraldisch gesinnten Onkels . . meide ich seit Jahren aus einem ganz andern Grund, weil er — — mich mehr liebte, als ich wünschte." Er verdächtigte auch Jean Pauls Unschuld; er werde „von einem so gewöhnlichen Fehler der Männer keine Ausnahme machen," worauf Jean Paul entrüstet seine Reinheit beteuert.

zeigen deutlich die Zweifel, die ihr das Verhalten des Verlobten trotz ihrer Opfer einflößte, und ungemein rührend ist die Hingabe an den Geliebten und die Bitte, sie nicht elend zu machen. Gleichwohl vernehmen wir im Brief Jean Pauls an Otto, 19. Mai, daß der Bund mit ihr aufgelöst sei und daß er nach einem Brief, worin er ihr alles auseinandergesetzt, das ewige Trennungswort erwarte. Den Bruch veranlaßte gerade die lang ersehnte Zusammenkunft in Ilmenau, die anfangs Mai in Gemeinschaft mit der Herderschen Familie stattgefunden hatte.

Jean Paul berichtet darüber an Otto, 3. Juli: „Lauter moralische kleine Unähnlichkeiten (die der Berlepsch), die aber das ganze Glück der Ehe nehmen, trieben mich anfangs in Ilmenau in mein altes trotziges Fieber. Ein gewisses Absprechen (Unnachgiebigkeit) und eine partielle Liebe, die nicht zugleich die kosmopolitische ist, erdulde ich schwer." Jean Paul erzählt weiter, daß Karoline von der ihm bisher ganz abspenstigen Mutter den Auftrag hatte, alles dem Herderschen Ausspruch zu übergeben. Das verdroß nun wieder das Selbständigkeitsgefühl Jean Pauls, der das Einmischen Dritter nicht dulden wollte. „In diesen Auftrag fiel mein liebendes Zürnen, dem die Herdersche wahnsinnigste Ausdehnung gab, durch den Auftrag ratifiziert. Am dritten Tage hielt mir Herder eine (leere, unrechtmäßige) liebende Predigt vor Karolinen mit Bescheidenheit, aber leider mit der Beredsamkeit seiner rührenden Stimme, die die ihn ohnehin anbetende Karoline in hysterische Krämpfe stürzte — aber er riet, fragte und entschied nicht (wenigstens nicht vor mir); die Herder hingegen zankte sich, während Karoline in Zuckungen lag, mit mir mit Furienaugen. Ich war ihr Freund. Ich wurde auch wild, aber nicht zu wild. Später nahm man zurück. Mein erster Brief nach diesen räuberischen Griffen zwischen zwei entblößte Herzen an Karoline stellte ihrem Entscheiden alles anheim, legte ihr aber das Nein am nächsten; mein zweiter (nach ihrer Antwort aus Hildburghausen, die hier folgt) sagte das Nein. Hier

ist der ihre aus Würzburg. Herder schrieb durch (auf Veranlassung) Berl. (?) für Karoline und für die Verbindung. Wenn ich den Brief habe, antworte ich der Karoline auf ihr Letztes wieder das stillere Nein. Das Schicksal hat mich in meinem Herzensnerv gemißhandelt. Es schenkt mir alles über und um das Herz, aber das Innerste zerschneidet es ... Mein Geist flattert wieder poetisch in weite ätherische Räume, blickt aber doch neben der Wolke auf ein festes Steinritzennest herab, um im Schneegestöber des Lebens drein zu kriechen .. Der Teufel hole die Sinne und bringe mir Engel!" [1])

So hatte die gutgemeinte Intervention Herders und namentlich seiner leidenschaftlichen Gattin Karoline (der „Elektra", wie sie Goethe wegen ihrer Heftigkeit nennt), das Übel nur beschleunigt. Es lag auf der Hand, daß nur der völlige Bruch die Lösung sein konnte. Solche Mißverständnisse, solche Kämpfe und Aufregungen sind kein Intrade einer glücklichen Hochzeit. Brix Förster, der Enkel Jean Pauls vermutet aus dem Brief vom 5. Februar an Otto, auch Vermögensverhältnisse hätten zum Bruch beigetragen; aber es ist dafür kein Anhalt als die Bestätigung der Armut Jean Pauls, dem auch sein Mannesstolz verbot, um ein Kanonikat, wie Herder vorschlug, sich bei einem Fürsten zu bewerben. „Die Gute erriet nichts dabei und gab ihre Zukunft fest der vermuteten Armut hin." Es mag dies ins Gewicht gefallen sein; denn es klingt naiv, wenn Karoline sich noch für großmütig hält, wenn sie, von ihren Verwandten verlassen, ihre nackte, freilich adelige Person dem Geliebten zur Verfügung stellen will; aber den Ausschlag gab der Geldpunkt sicher nicht. Es genügten die persönlichen Differenzen. Als der Dichter 1820 in München seinen Sohn Max besuchte und während einer Audienz bei König Ludwig die Rede auf eine Feuchtersleben kam, konnte sich der Dichter nicht mehr auf

[1]) Dieser Brief ist in der Ausgabe des Briefwechsels ganz besonders entstellt; die durchschossen gedruckten Worte fehlen oder sind verändert.

den Namen seiner ehemaligen Braut besinnen und mußte das Gedächtnis der Gräfin Taxis in Anspruch nehmen — ein Beweis, wie wenig tief die Liaison in ihm gewurzelt hatte.

Jean Paul schreibt an Herder später (cf. „Aus Herders Nachlaß" von Heinrich Düntzer und Gottfried von Herder 1856/57 Bd. 1, 253): „Mein Leben mit derselben wurde mehr auf dem Schauplatz des Briefpapiers gespielt; wurde nun ein hölzerner vorgeschoben, so trat der Antagonismus unserer Naturen in jeder Minute grell hervor." Man bemerke wohl, wie Karoline selbst sich ihrer Fehler und Verstöße bewußt ist und sich heftig anklagt (so im Brief vom 23. März und 22. April 1800 an Jean Paul, 11. Juni an Herder), wie sie ihm in ihrem Adelsstolz verbieten will, mit „kleinen Buchhändlern und Schreibern" zu verkehren (31. März 1800), füge dann die Kämpfe mit den Verwandten hinzu und die Bitte Karolinens, die Mutter erst nach Jahren zu sehen (14. April 1800), und es bedarf sicher keiner weitern Erklärung des notwendigen Bruchs. Einer solchen unwürdigen Stellung konnte sich ein Jean Paul nicht aussetzen.

Seltsamerweise glaubte die Verlassene noch immer nicht an das Ende des Liebesromans (wohl wegen der sanften und verhüllten Einkleidung des Jean Paulschen Nein) und blieb bis ans bald erfolgte Ende ihres Lebens in freundlicher Korrespondenz mit dem Dichter, die von diesem liebevoll erwidert wurde, nur bleibt er im springenden Punkte fest und unbeugbar. Interessant ist hier das Urteil Herders und seiner Gattin, es dürfte namentlich für die hartnäckigen Verurteiler Jean Pauls beherzigenswert sein, da beide ja für Karoline interveniert und um ihretwillen fast einen Bruch mit Jean Paul riskiert hatten. Karoline von Herder schreibt 22. Mai an Knebel (s. Herders Nachlaß I, 256): „Wer, der nur zwei Begriffe verbinden kann, wird nicht bei genauer Kenntnis dieser beiden Personen sogleich sehen, daß sie nicht für einander zur Ehe passen, so vortrefflich beide in ihrer Art sind? Geschmack und Lebensweise stehen bei diesen beiden in entgegengesetzten Enden. Das verdiente weder

sie noch er, daß sie, sich täuschend, einander unglücklich machten. Und wenn nun mein Mann in diesem entscheidenden Augenblick im Auftrag der Mutter jenen beiden sagte: Steht einen Augenblick still und befragt euer Herz um die Wahrheit eures Verhältnisses! — hätten wir dadurch Richter unrecht gethan? Hier galt es ganz nüchtern ernste Besinnung, es galt das Glück zweier trefflicher Personen. Keines von beiden sehr selbständigen Wesen kann unglücklich auf Kosten des anderen werden. Und dann, mein verständiger Freund, war ohne unser Wissen die ganze Scene schon vorbereitet. Nachdem wir von Ilmenau zurück waren, kam Richter am fünften Tag zum erstenmal zu uns und sah so verklärt und höchst zufrieden aus, wie wir ihn seit langer Zeit nie gesehen. Es fiel allen seinen Bekannten auf. Dies löst den Knoten von selbst, über den wir so bekümmert waren. Diese beiden und ihr Schicksal hatten ihn schon gelöst, ehe wir es wußten. Irren ist menschlich. Er hatte sich in einer dritten Person geirrt; das kann unser Verhältnis mit ihm, unsere Achtung für seine Talente und seinen Charakter nicht um ein Haar verschieben."

Und Herder schrieb an Karoline v. Feuchtersleben, 4. August: „Sie trauern noch? .. Mich dünkt, wenn Sie die ganze Reihe der Scenen überdenken, wie sich das Verhältnis entspann, wie es fortgeführt ward, wie es auseinander ging, o Sie müßten sich freuen und Gott danken! Ich will nichts über oder gegen Richter sagen, Richters Fröhlichkeit und Leichtigkeit bei all diesem, als ob nichts geschehen wäre, das kein Merkmal eines, wie man sagt, bösen Herzens, sondern die Folge seines ganzen, eigentümlichen und unableglichen Charakters, seiner gewohnten, ihm unentbehrlichen Denkweise, seiner dichterischen und undichterischen Existenz ist, bringen mir nochmals auch von Ihrer Seite das Wort in die Feder, das ich Ihnen in der letzten Stunde zu Ilmenau auf ein Blättchen schreiben wollte: Froh und frei! Was heißt lieben? Sich in der Situation, in der Existenz, im Gefühl, im Herzen eines anderen fühlen .., im

anderen leben. Ob dies Richter gethan? Ob er gezeigt hat, daß er dies auch bei den kleinsten Anforderungen, ja auch nur bei nötigen Konvenienzen und Arrangements, die ihn von seinem Pult, ihm ungelegen, hinwegrücken, fähig sei, mag ihnen die laute Erfahrung und Ihr Herz sagen. Lassen Sie ihn sein Dichterleben fortleben, die Liebe schildern und in dieser süßen Imagination Freude finden; thätige Liebe, reelles Für-, Mit-, Ineinanderleben ist etwas anderes als Spiel der Imagination am Pult oder süßer Witz in Gesellschaft ... Über Ihre Heirat mit Richter verwunderte sich jeder, der Sie kannte oder auch nur im Bilde sah, über den Rückgang verwundert sich niemand. Jeder, der Ihr Freund ist, sagt Amen und gönnt Richter eine Gattin in seiner Weise." Und als die Feuchtersleben trotzdem in ihrem Trübsinn beharrte, wurde es doch selbst der Herder zu bunt. Sie schreibt an Knebel: „Ihren Stolz zu nähren, möchte sie lieber die Bande knüpfen und Richter und sich unglücklich machen. Es ist nichts fürchterlicher als der Eigensinn der Weiber."

Wenn wir dies sicherlich kompetente Urteil mit den Empfindungen Jean Pauls zusammenhalten, so müssen uns die „Unebenheiten und Ecken" der Dame keineswegs so geringfügig vorkommen; es ist doch auffallend, daß sie sich schon in der ersten Zeit so abstoßend gezeigt, zumal einem für weibliche Anmut so empfänglichen Geist wie Jean Paul, der selbst eine Kalb und Berlepsch weit länger ertrug. Haben wir diese Erfahrung des Dichters im Auge, dann werden uns die Worte im 115. Kap. des Titan (der überhaupt ganz im Licht der Erlebnisse und Persönlichkeiten dieser Zeit betrachtet werden muß) bedeutungsvoll werden: „Von jeher war ihm das weibliche Binden der männlichen Kraft, das liebende Krummschließen zu Blumen herab, das ungerechte Umschmieden des Liebesrings zum Galeerenring so aufschreckend und verhaßt", und desgleichen die des nächsten Kapitels: „*Einen* Raub gibt es, wogegen ewig der Mann unaufhaltsam entbrannt aufsteht — und beging' ihn eine Göttin aus Liebe und böte sie dafür eine Welt von

Paradiesen — es ist der Raub seiner Freiheit und freien Entwicklung. Ja, daß es Liebe ist, aber despotische, zugleich Freiheit übende und raubende, das erbittert ihn nur noch mehr, und aus dem Nebel des Irrtums wird später das Gewitter der Leidenschaft." (Bei solchen Reflexionen wäre ein Kommentar, aus dem Leben des Dichters geschöpft, am Platz; wo findet man aber den in der Kürschnerschen Ausgabe? Fremdworte, über die jedes Konversationslexikon Auskunft gibt, zu erklären, ist meiner Ansicht nach nicht Aufgabe des Notenmachers; aber die Intentionen, geheimen Ursprünge und Zusammenhänge der dichterischen Ideen — wozu freilich innigste Vertrautheit mit dem Autor und seinem Leben gehört, — darzulegen, das wäre eine dankbarere, wenn auch schwerere Arbeit.)

Der Lebensgang des Dichters seit dem Weimarer Triumphzug war nicht unähnlich dem Wandel Rinaldos in den Zaubergärten Armidas oder dem Kampf Parsifals mit dem Blumenmädchen; manchmal mochte der Dichter geseufzt haben: „Lieber durch Leiden möcht' ich mich schlagen, als soviel Freuden des Lebens ertragen" — nie aber verlor er die Besonnenheit und den Blick auf seine sittlichen Ideale. „Die Unschuld seiner Seele und die Abscheu vor jeder derben Sinnlichkeit, welche die Jungfräulichkeit seines Körpers bis ins Brautbett führte" (im 38. Lebensjahre!) „verwischte nie durch Sättigung das schöne Bild der Phantasie, das er sich von den weiblichen Wesen machte; daher die vielen täuschenden Hoffnungen, die seine fromme Innigkeit in ihnen erweckte, und die zu enttäuschen seine Gewissenhaftigkeit sich noch lange sträubte". Spazier 4, 175. Bezeichnend ist hiezu die Stelle im Brief an Otto, 4. April 1796: „Firmians Scham gegen Weiber kann von mir gerettet werden" (gegen den Tadel Ottos). „Ich war nämlich in den Jahren, wo ich mich um kein Urteil und keinen Stand bekümmerte, doch im höchsten Grad furchtsam gegen das andere Geschlecht, gerade nach Verhältnis seines Rangs." Und im Mai 1800, also unmittelbar nach obigen Vorfällen, bezeichnet er sich als „Jung-

geselle juristisch betrachtet, aber gar nicht moralisch, durch eigene Fügungen des Schicksals . . . wär' ich einmal das Gegenteil, würd' ich Dirs so frei bekennen wie Rousseau der Welt, der hundertmal gefehlt." (Briefw. mit Otto, 3, 276; cf. dazu Progr. d. Ask. Gymn. 1889, S. 6). Aus diesen Worten geht hervor, daß Jean Paul in sein Innenleben durch jene aufreibenden Gefühlsstürme, die auf ihn eindrangen, ohne daß er sie suchte — was wohl zu beachten ist — doch einen leisen Hauch der Entweihung dringen fühlte, der zwar über das Handeln des Dichters keine Obmacht gewann, diesen aber zu dem Entschluß bewog, nun baldmöglichst die Zuflucht zum Eheband zu nehmen, da er sich den dauernden Sieg über die Versuchungen fast nicht mehr zutraute. „Es ist freilich komisch", schreibt er am 25. August an Otto, „daß meine Treppe zum Ehebett unendlich lang sein soll. Ich sorge indeß, in Berlin spring' ich hinein; aber es muß bloß ein sanftes Mädchen darin liegen, das mir etwas kocht und das mit mir lacht und weint. Mehr begehr' ich gar nicht. Das Schicksal wird mich doch nicht in Goethes Pferdefußstapfen jagen wollen; oft überleg' ich es freilich, aber es ist nicht daran zu denken, sogar in einer solchen Unehe sänn' ich wieder auf Ehe. Ich muß und werde ein Mädchen heiraten, dessen ganze Sippschaft ein Freudenfest feiert, daß ich mich herabgelassen." (Auch dies in Bezug auf die Feuchtersleben, deren Verwandtschaft ihn so hochmütig behandelt, ja jedes Zusammentreffen mit dem bürgerlichen Bräutigam abgewiesen hatte; es ist klar, daß dies Jean Paul, namentlich jetzt in seinem Schriftstellerglanze, tief verwunden mußte.) „Und doch spekulier' ich seit einiger Zeit fast mit auf Eingebrachtes; eine bemittelte Gräfin oder so etwas, denke ich oft, kann sich in dich verschießen, und dann hieltest du dir dein Reitpferd — wenigstens den Reitknecht — und sprengtest nach Bayreuth, und überhaupt das Fett wüchse fort, das sich jetzt ansetzt . . . Wie die gute Karoline mit ihren Schmerzen in meiner Brust lebt, könnt' ich Dir nur sagen, wenn Du meine gerührten Antworten

auf ihre edlen gelesen hättest, in die ich Balsam für ihre tiefen Einschnitte legte. Aber sie hätte doch nicht aus dem Balsam so etwas wie neuen Kitt wieder ziehen sollen. Jetzt liebe ich sie gerade am meisten und fühle doch bei dem ersten Gedanken des Besitzes, daß es dann wieder vorbei wäre. Aber solchen ehrlosen Verwandten wie Deinen hätte ich nie angehört; meine wären alle rechtschaffen und ehrliebend gewesen." (Dieser Satz wie manches andere blieb in der gedruckten Ausgabe, die Otto veranstaltete, begreiflicherweise weg.)

In Berlin, wohin der Dichter unmittelbar von der Ilmenauer verhängnisvollen Reise aus sich begeben hatte, scharte sich wieder die Crême der Frauenwelt um ihn. Die Königin selbst lud ihn zu sich. „Ich habe das große Sanssouci und die schöne Königin gesehen und bei ihr gegessen, warum hat sie zwei Throne, da ihr zum Herrschen an dem Thron der Schönheit genug sein konnte?" E. Bernard, geb. Gad, aus früherer Korrespondenz mit Jean Paul vertraut[1]), lud ihn ebenfalls ein — „ich rauchte meine Pfeife und ging rein von dannen und Gott sei Dank, aber nicht mir" sind die etwas mysteriösen Worte, in denen er von diesem Besuch spricht. Helmine von Klenke, die Dichterin der Euryanthe und Rahel, sind die hervorstechendsten weiblichen Bekanntschaften, die Jean Paul sonst machte; letztere veranlaßte ihn zu der Bemerkung, daß die Berliner Jüdinnen wenig vom alten Testament hätten und daher immer ins neue heirateten. Sie alle, besonders Helmine, sind hingerissen von der Persönlichkeit und Unterhaltung des Dichters, namentlich von seiner Anmut und Anspruchslosigkeit; auf Jean Paul machte keine Eindruck. Gefährlicher war die Begegnung mit der Gräfin Henriette von Schlabrendorf, die Jean Paul auf Herders Vermittlung nun in Weimar kennen lernte; sie war schon Mutter von zwei Kindern, lebte aber, wie in jener Zeit der leichten Sitten fast Regel war,

[1]) Die Briefe s. bei Försters Denkwürdigkeiten III. S. 26—32; sie geben auch über den intriguanten Charakter der Dame genügenden Aufschluß.

von ihrem Gatten getrennt (Nerrlich sagt boshafter Weise S. 368: „wie ja so viele von Jean Pauls Freundinnen". Was kann denn Jean Paul dazu? Auch die Eltern seiner späteren Gattin waren geschieden. Man lese einmal Hillebrands Schilderung der damaligen Berliner Verhältnisse in „Zeiten, Völker und Menschen"!) Am 31. August schreibt er über sie an Otto: „Denke Dir mich unter dem Bild eines Hasen, den der Jäger in immer näheren Kreisen umschleicht" (nicht „engeren Kreisen umschließt", wie Nerrlich S. 368 sagt), „so hast Du es. Wir sind jetzt beim Händeanfassen mit eingemischtem leichten Drücken. Ich halte mich passiv und dabei kann keine Partei sehr riskieren". Am 11. September: „Ich habe Dir, liebes Herz, mancherlei zu melden, mehr Süß—saueres als Sauersüßes. Das Schicksal will gern haben, daß ich mir immer durch den Bettelsack ein Luftloch durchnage . . . Die Gräfin! Dir erzähle ich es, Emmanuel würde wahrscheinlich irre. Am Sonnabend aß ich mit ihr. Wir bewohnten dann das Kanapee — die schöne, lange Gestalt, die durchaus harmonischen Teile, die gerade Nase und der feine, zu besonnene, gespannte, der Berlepsch ähnliche Mund, aus dem aber, zumal in der Liebesminutenzeit, eine so ins Herz einsickernde Stimme bricht, daß ich sie in Gotha bat, mir es zu sagen, wo ich ihr nicht glauben dürfte, da ich sonst der Stimme wegen nie wüßte, woran ich wäre — das alles neigte sich an meine Lippen. Unser Weg ging bergunter, d. h. schnell, wir legten in Sekunden Wochen zurück. Sie hatte Brillanten an Finger und Hals und als ich wahrlich an dem letzteren nicht weiter rückte, als ein Rasirmesser an unserem — vergib mir meine Ungebundenheit, da ich heute toll bin — so schnallte sie das Collier ab und machte ungebeten die tieferen schönen Spitzen auf. Sie hat Terzien lieber als Sekunden. (Ich wollte, das Publikum wäre so rein wie Du; Himmel, welche Herzenslandkarten muß man nicht in der Tasche lassen!) — ein vornehmer Busen hat leichter ein Herz als ein Schneeweltchen darüber (sogar das erriet ich im Hesperus); ihr Globolus hatte die

Farbe und Weichheit der Wolkenflocken; wenigstens drinnen findet ein zeitiger Irion ein Stück Nebel-Juno. Dabei blieb die Doppelglut; aber aus ihrem Anwinden und aus ihrem Wunsch, an mir zu schlafen und aus der Klage bei der letzten Umarmung, daß ich sie damit wieder aus der Ruhe gebracht, war zu leicht auf die Zukunft zu schließen. Ich sagte zu ihr: Du (denn das war bald da) weißt den Teufel, wie den Männern ist, und so ging ich. Ich hatte in meinem schlafenden Kopf fast das ganze schlagende Herz droben . . Morgen abends im Gothaischen Gasthof ist eine Sache entschieden (dacht' ich die ganze Nacht), die es beinahe schon heute war. Einmal war ich dem Absagen der himmlischen Höllenfahrt nahe. Aber ich fuhr doch mit und ein Herr von Schilding — hiesiger Kammerjunker mit gebogenen Knieen und Ideen und nie bis an die Ferse lebendig, aber rein jugendlich und jungfräulich" (nicht „rein und gut", wie Nerrlich schreibt) „kam dazu". . . „„Sie haben sich eine schöne Frau zugelegt"", sagte der uns begegnende Herzog . . . Diese himmlische Stimme und diese Festigkeit und der ganze Reiz des hohen vollen Körpers und diese Leichtigkeit des Lebens und Liebens legen Franziskanerstricke um mein empirisches Ich. Die Hauptsache ist, daß man bei ihr gegen gar niemand sündigen kann. Glaube nur nicht an irgend ein, auch nur von ferne ähnliches Betragen bei Weibern — Mädchen sind ohnehin erhöhte Sternbilder für mein Gewissen — bei Gott! ich bin physisch kalt und moralisch heiß zugleich gegen Freundinnen, wie in Hof gegen Mädchen (sie müßten denn den Satan nachahmen). Ich bekomme sie jetzt nach der Apostelzahl in jeder Stadt, so in Gotha und überall. In Berlin, bei der größeren (aber auch unmoralischeren) Freiheit küßten sogar Mädchen zuerst. Freilich greife ich jetzt manchen Opferstrick (Ochsenstrick) der Sinnlichkeit, an dessen luftfarbiger Unsichtbarkeit sonst die Göttin schwebte, leicht mit Händen. „„Ich könnte einer Frau die Augen auskratzen, die Sie sinnlich liebten"", sagte ein Mann zu mir."

Am 29. Oktober berichtet Jean Paul von seiner darauffolgenden zweiten Reise nach Berlin, wohin ihm die Schlabrendorf nachfolgte: „Kein Mann geht an diesem feurigen Busch unversengt vorüber; meine Schuhe hab' ich hineingeworfen, wie auf einen Schatz". Aber ihren Verführungskünsten weicht der Dichter nunmehr aus. Sie tröstet sich bald durch eine Verlobung mit Ahlefeldt, die aber nach Jean Pauls Brief an Karoline von Herder vom 9. April 1801 und dem an Otto vom 12. März 1801 durch Ahlefeldts Schuld wieder zerriß. Diesen nennt Jean Paul einen „erbärmlichen Simultanliebhaber", woran Nerrlich (S. 379) die perfide Bemerkung knüpft, diese Benennung nehme sich im Munde Jean Pauls eigentümlich aus; es ist doch klar, daß Jean Paul hier etwas anderes meint, als seine Tutti-Liebe, die nichts anderes als das edle allgemeine, aller Engherzigkeit und Selbstsucht ferne, keusche Menschheitsgefühl ist; durch Nerrlichs ganze Schreiberei zieht sich die moralische Verdächtigung des Dichters und die Umkehrung aller moralischen Werte, so S. 62, wo er Jean Paul einen Don Juan und Roquairol nennt, ferner 140, 176, 178, 195, 241, 245, 379, 405, 498, 580[1]).

[1]) Wie weit Verbohrtheit in fixe Ideen führen kann, davon geben die Worte Nerrlichs S. 387 Zeugnis, wo er Jean Paul sogar deshalb anklagt, weil er seiner Gattin an ihrem ersten Geburtstag in der Ehe — schriftliche Glückwünsche brachte. „So warm und herzlich sie auch waren, so liegt doch hier die Frage nahe, was veranlaßte ihn, Feder und Papier als Dolmetsch seiner Gefühle zu wählen?" Statt darauf zu kommen, daß der Schwung eines poetischen Grußes doch viel höher und bei einem Dichter wertvoller wäre als einige Worte, die doch auch dabei nicht fehlten, spürt er nach Verdachtsmomenten, und richtig hat er es: „Hat nicht auch jetzt wieder jene rein theoretische, abstrakte Neigung, welche sein ganzes Leben hindurch für ihn verhängnisvoll war und ihn auch zum Simultanliebhaber machte (!!), ihn gehindert, die Gegenwart zu nützen" (welcher Gallimathias!) „und müssen wir nicht an Herder denken, welcher ihn nur der Imagination am Pult, nicht aber des reellen Für-, Mit- und Ineinanderlebens für fähig hielt?" — Dafür ist hoffentlich ein Kommentar nicht nötig; was aber die berühmte „Simultanliebe" Jean

Nun sollte endlich für den Dichter die entscheidende Stunde schlagen. Schon beim ersten Berliner Aufenthalt hatte er seine zukünftige Gattin kennen gelernt; es war am 9. Juni in dem Splittgerberschen Garten (Spazier 4, 137). Zu spät gekommen, fand er den letzten unbesetzten Platz an Karoline Mayers Seite; von ihrer Unterhaltung gefesselt, gab er ihr beim Aufheben der Tafel eine Nelke von seiner Brust und verlangte, ihrem Vater vorgestellt zu werden. Kleine Geschenke, die er im Laufe des Sommers empfing, hielten die Erinnerung rege, und im Oktober desselben Jahres verkehrte er mehrmals im Hause des Obertribunalrats. Zwar war Karoline schon verlobt, aber dem Dichter wurde es nicht schwer, den Rivalen aus dem Feld zu schlagen. Am 9. November warb er um ihre Hand und nun konnte er seinem Freund schreiben: „Tandem felix, ließ der edle Tasso" (bei Nerrlich 377 steht Tessin) „auf sein Grab setzen; ich setz' es ein wenig früher auf diese Karte." Jean Paul hatte endlich sein Ideal, das „muntere frische, in Liebe ihm treu ergebne Mädchen mit dem offenen, klugen Auge für den Zauberpalast des Lebens und der Natur" gefunden, wie er es sich geträumt. Aus ihren Briefen in der Verlobungszeit und

---

Pauls betrifft, so verweise ich auf meine Darlegung S. 56—63 meines Werks, Kap. „Gesamt- oder Allliebe", trage hier aber nur einige sehr prägnante Stellen über dies Thema aus den Werken des Dichters nach. Im Hesperus S. 52 sagt er scherzhaft: „Mein Harem langt von dieser Warte bis zum Kap und um die ganze Erdkugel herum — Salomon war nur ein gelber Strohwitwer gegen mich". Daß damit nichts Unmoralisches im Sinn eines Don Juan-Lebens gemeint ist, liegt bei Jean Paul auf der Hand; Nerrlich macht ihm ja gerade den Spiritualismus zum Vorwurf; was bleibt aber, wenn wir sinnliche Absichten von dieser Gesamtliebe ausschließen? Nichts anderes als der ritterliche Sinn und die Achtung vor der edlen Weiblichkeit, die dem ganzen Geschlecht gebührt. Selbst in der bräutlichen Liebe forderte Jean Paul diese Teilnahme für die Menschheit und besonders für das gleiche Geschlecht, durch sie gewinne die Liebe der Verlobten höheres Relief; er sagt im Hesperus 547: „Wenn mit der Liebe sich die Menschenliebe noch vermählt (welches mancher gar nicht verstehen wird) — wenn im Atem der Liebe alle anderen Reize des Herzens

vorher spricht die unbedingteste Hingabe und eine fast religiöse Verehrung (s. Försters Denkw. S. 263—308). Keine Spur war hier von den Ecken, Rechthabereien, adeligen Launen und Gewitterstürmen, die Jean Paul die Hölle so heiß gemacht. Auch die Probe der hohen Menschheitsliebe, auf die sie Jean Paul stellte — denn der ideale Dichter wollte nicht ausschließlich und engherzig geliebt sein — bestand sie siegreich: „Meine Karoline hat gerade diese unendliche Liebe für alle Wesen, die ich bisher mitten im Diamantenschmuck vermißte", schreibt er 23. Januar 1801 an Otto; desgleichen preist er am 11. Mai, einige Tage vor der Hochzeit (die am 27. Mai stattfand), an ihr „die lauterste Quelle reinster ewiger Liebe gegen die Menschheit, nicht etwa bloß gegen mich", und am 26. Juni, als er schon vermählt war, „ihre himmlische jungfräuliche Liebe, ihre unbedingte Hingabe in meinen Willen; das macht unsere Liebe jetzt jünger als anfangs, da sie bloß jung war, und ich fühle, daß die Ehe etwas Heiliges und Himmlisches ist."

Seinen Wohnsitz verlegte Jean Paul von Weimar, dessen Unsittlichkeit ihn „anekelte", in das ländlichere Meiningen; an eine Residenzstadt war der einstige Demokrat schon gewöhnt.

---

schöner werden, alle feinen Gefühle noch feiner, jede Flamme für das Erhabene noch höher — dann ist's unmöglich, vielen Menschen den Umriß einer solchen Ätherflamme zu geben, geschweige die Farben derselben; für wenige ist's unnötig." Wie Recht hattest Du, edler Dichter! Aber dein Biograph sollte doch zu den wenigen gehören und einigen Sinn für Deine hohen Gedanken haben! Man bedenke doch, daß Jean Paul diese Gesamtliebe von seinen Verlobten forderte, daß er im Siebenkäs 390 sagt, er habe jedem „Januskopf, der ihm gegenüber liebend zerfloß, sich aber gegen die ganze Erde hassend verzog, auf der Stelle selber ein feindseliges Gesicht nachgeschnitten", daß er die Methode stets verdammte, „allen Menschen Eistassen und kalte Küche zu servieren, um einem Einzigen einen desto feurigeren Liebestrank zu kochen"! Hat etwa Jean Paul von seinen Bräuten gefordert, sie sollten „Don Juan-Naturen" ihm gegenüber an den Tag legen, ihn mit Hörnern zu beglücken? Der Unsinn leuchtet wohl ein; aber beim Mann ist die Anwendung keine andere

Es ist hier vielleicht der Platz, auf die Anschauungen des Dichters über das Verhältnis von Liebe und Ehe einen Blick zu werfen. Jean Paul zeigte hier einen Zartsinn, für den heutzutage fast das Verständnis fehlt, so tief er in der echten, unverfälschten Natur des Menschen wurzelt. „Die beste eheliche Liebe", sagte er noch im Jahre 1819 in der Vorrede zur dritten Auflage des Hesperus, „ist nicht, was die jungfräuliche war; alles erste im Dichten wie im Leben ist, was

---

Erst durch das Ingredienz der selbstlosen Menschenliebe wird nach Jean Paul die Liebe dem Egoismus enthoben und veredelt. „Liebe für den Geliebten ist nur ein Himmel, aber keine Tugend", schreibt er an Örtel, 15. Januar 1797, und 22. Oktober 1796 schrieb er dem damals Verlobten: „Auch siehst Du Liebe für weibliche Tugend in der brillantierten Fassung der Schönheit für ein so großes Verdienst wie Menschenliebe an oder gar für den Fokus der letzteren; aber ich kann darin nichts als eine ebenso notwendige, unwillkürliche, als erlaubte — Wonne finden, Verdienst wenig." Nicht bloß den irdischen Umkreis der Menschenliebe forderte Jean Paul zum Ideal der ehelichen, sondern den noch höheren und weiteren der Gottesliebe: „Sähe jeder den anderen an, wie er sich, so gäb' es keine feurige Liebe. Aber jede fordert einen unendlichen Wert und stirbt an jedem unauflöslichen, deutlich erkannten Fehl; sie hebt ihren Gegenstand aus allen heraus und über alle und verlangt eine Gegenliebe ohne Grenze, ohne allen Eigennutz, ohne Teilung, ohne Stillstand, ohne Ende. Das ist aber das göttliche Wesen, nicht der flüchtige, sündige, wechselnde Mensch. Daher muß sich das liebekranke Herz in den Geber dieser und jeder Liebe selber, in die Fülle alles Guten und Schönen, in die uneigennützige, unbegrenzte Allliebe senken und darin zergehen und aufleben, selig im Wechsel des Zusammenziehens und Ausdehnens. Dann sieht es zurück auf die Welt und findet überall Gott und seinen Wiederschein — die Welten sind seine Thaten — jeder fromme Mensch ist ein Wort, ein Blick des Allliebenden; denn die Liebe zu Gott ist das Göttliche, und ihn meint das Herz in jedem Herz". (Titan, 66 K., S. 286.)

Daselbst S. 291: „O, liebe ein Herz rein und warm, so liebst du alle nach und das Herz sieht in seinem Himmel wie die wandelnde Sonne vom Thau bis zum Meere nichts als Spiegel, die es wärmt und füllt".

Wer als Feuerbachianer zu dieser Höhe nicht emporsteigen kann, der sollte im eignen Interesse schweigen und nicht einem Jean Paul nachreden, er hätte nichts von Liebe verstanden.

ihm sonst auch abgehen mag, unschuldig und gut und alle Blüten kommen so rein weiß auf die Welt, worin nachher, wie Goethe sagt, die Sonne kein Weißes duldet." Von der Liebe werde das Beste gleich dem Gletscherwasser genossen, ehe sie die Erde berührt, und unsere Empfindungen seien dem Paradiesvogel ähnlich, der sich selten mehr vom Boden erhebt, wenn er auf ihn gesunken (Jubelsenior 23). Im Jubelsenior rühmt er, daß die Liebenden den ersten Maiabend ihrer Liebe ohne den ersten Kuß beschlossen („der erste Kuß endigt die Liebe", schreibt er sogar einmal an Amöne) und er mahnt, am Zauberschloß der Liebe das Gerüst des Körpers abzubrechen und die Geliebte nur zu suchen wie die Tugend, die keinen Körper annimmt. Klingt dies auch etwas sonderbar, so ist es doch ein Ausfluß von Jean Pauls durch sein ganzes Leben bestätigtem Zartsinn gegen das andere Geschlecht. Die seltsamen, oft komischen Züge dieser Art bei Walt und Nikolaus (im „Kometen") sind aus des Dichters innerstem Empfinden. Er war der Ansicht, daß der Mann ebenso eine reine Jugend dem Weib entgegenbringen müsse, wie er es von diesem verlange und haßte die Libertins, „die in ihrem ganzen Leben nichts thaten als gute Engel zum Abfall zu verlocken, dann aber am Ende als Grazial ihrer wohlverlebten Jugend weiter nichts begehren als einen Seraph"; er fand es unerhört, daß „der vierzigjährige Schöpfer schuldiger Mütter und unglücklicher Kinder bloß die Unschuldigste, der Treuloseste bloß die Treueste als den geringen Preis seines redlichen Wandels fordert" (Biogr. Belustig. 37); er, sonst so tolerant und liebevoll, urteilt hart gegen sittliche Verfehlungen und hält auch die Frauen für verdächtig, welche Fehltritte einer andern schonend beurteilen (Loge 118) — „traue keinem, wär' es ein Heiliger, der in der geringsten Kleinigkeit seine Ehre im Stich läßt, und einer solchen Frau noch weniger" (Hesp. 167); er sagt sogar, daß eine Frau, welche die Reinlichkeit mit Unreinlichkeit vertausche, dadurch Verliebtheit verrate. „Einem keuschen Jüngling traue ich jede andere That zu", sagt

er andererseits im Nachlaß (gedruckt in der Reimerschen Ausgabe von 1836 Bd. 63, 155); in den Flegeljahren verliert Walt nach der 9. Testamentsklausel ein Viertel der Erbschaft, wenn er die Ehe bricht und ein Sechstel, wenn er ein Mädchen verführt. Scharf sind daher auch seine Urteile über lascive Schriftsteller wie Heinse, der bei der Liebe in die Schule gegangen sein müsse, um sich mit solcher Freiheit über alle Grenzen der Schicklichkeit hinwegsetzen zu können, und über Wieland, dessen litterarischer Dunstkreis „soviel Flecken, Gifte und blasse Nebensonnen" um sich bilde (an Otto 9. April 1790, die Worte sind nicht gedruckt!). Die nachher von Wieland aus guten Gründen so warm gepflegte Freundschaft ließ ihn eine weitere Polemik gegen diesen Autor unterdrücken; doch gibt ihm Jean Paul einen wohlverständlichen Wink am Schluß des 5. Kapitels der dritten Abteilung der Vorschule zur Ästhetik. Selbst Schiller bekommt seinen Teil, als er der Kalb eine gemeinschaftliche Reise nach Paris vorschlug; daran knüpft Jean Paul im Brief an Otto, 27. Januar 1799, die Bemerkung: „Hier ist alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt seine frühere Geliebte, die La Roche, ins Haus, um aufzuleben, und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor." Über die neuere Manier, „Amors Pfeile in Kot zu tauchen statt in Honig", hat er in der Vorschule sich deutlich ausgesprochen und in der Herbstblumine 350 tritt er energisch gegen die jetzigen deutschen Romanschreiber auf, die statt den keuschen britischen die französischen nachahmen, ohne doch deren Grazie erreichen zu können. Zu diesem Punkt findet sich unter den Gedanken des Nachlasses die treffende Bemerkung: „Der Schwäche, welche durch französische Lektüre in den Deutschen entstanden, durch pöbelhafte Schriften wieder abhelfen zu wollen, heißt einen aus einer durch wohlriechende Sache bewirkten Ohnmacht durch stinkende wecken." Noch nicht gedruckt sind ferner die Bonmots: „Minerva aus dem Kopf, Venus aus dem Geschlechtsglied. — Die Schriften schlüpfriger Schriftsteller sind die Exkremente des Kopfs. — Die Geschlechtsteile sind die Mist-

beete des Witzes. — Unkeusche Gedanken sollten eigentlich durch einen anderen Ort als durch den Kopf ihren Weg nehmen; schlechte Bücher soll man vergessen, nicht verbieten, gleichwie man das verpestete Vieh tief vergräbt. — Der Muhamedaner betet: Gott möge dich unterwegs vor widrigen Gesichtern bewahren; ich bete: auch vor schönen. — Man sollte sich gegen ein Mädchen so schonend betragen, als heirate man sie, nicht nur der Gerechtigkeit, sondern auch der Möglichkeit und Sicherheit wegen." Jean Paul berichtet in seinen Aufzeichnungen (ich glaube im Studienbuch zu den Flegeljahren), daß schon sein Vater unerbittlich gegen gefallene Mädchen gewesen und überhaupt als „Gesetzesprediger" (wie man die strengeren protestantischen Geistlichen nannte) — Luther dachte bekanntlich im Punkt der geschlechtlichen Bedürfnisse sehr lax — bekannt gewesen sei; so war schon durch seine Erziehung der Grund zur Sittenstrenge gelegt, die später durch seine stoischen Übungen weiter ausgebildet wurde.

Während Jean Paul in diesem Punkt sich gleich blieb, überzeugte ihn sein glückliches und zugleich ideales Eheleben, daß die Ehe moralisch doch hoch stehe. Zwar den poetischen Duft und den zarten Reiz der Unschuld streife sie von der Liebe und an Poesie stehe sie der keuschen Jugend nach (Brief an Örtel 28. Sept. 1803), (cf. Flegeljahre 177: „Durch die Ehe geht das Paradies verloren wie durch Eva"). Von der früheren Besorgnis jedoch, die Liebe verliere durch die Ehe, ist Jean Paul geheilt: „Früher dachte ich .. die Ehe zerquetsche mit rauher Hand die weichen Blütenblätter der Liebe, indem sie sie pflückt; aber jetzt glaube ich, daß das wechselseitige Hingeben, das die Ehe fordert, das gemeinschaftliche Aufopfern für das Kinderglück, das Tragen von einerlei Leid, das Streben nach einerlei Zweck auch die heiligste Liebe, die vorher blühte, noch mehre, heilige und die festeste verewige." (An Joseph v. Sydow bei Förster 2, 170 cf. 224). Und an Ahlefeldt schreibt Jean Paul 12. Juli 1801: „Die Ehe ist die

Reife der Liebe, die frühere Zeit nur das grüne sauere Blattwerk dazu."

Vgl. zu dem Vorausgehenden in meinem Hauptwerk „Jean Paul und seine Bed. für die Gegenwart" die beiden Kapitel über Liebe und Keuschheit im Leben und Gedankenkreis Jean Pauls Seite 47—56.

C. Das Eheleben Jean Pauls.

Über seine Braut äußert sich Jean Paul am 12. Januar 1801: „Statt ihrer Festigkeit, Herzensreinheit, Schönheit will ich bloß das Eine anführen, daß sie, was bisher noch keine eine Woche lang vermochte, nun ein ganzes Vierteljahr ohne eine einzige dissone Stunde auskommt mit — mir". (Dünzer, Nachlaß Herders 1, 316). Und von seiner Frau berichtet Jean Paul an Otto: „Ich bin, obwohl ein Dichter, doch selig durch meine Gegenwart, da ich sie von einer Seele empfange, die gar keine moralischen Fehler hat, obwohl andere kleinere". Auch Karoline von Herder, die der angekündigten Verlobung mit einigem Mißtrauen entgegengesehen hatte, ist entzückt von der Anmut der Braut und vergleicht die Glückliche, wie sie an ihren Gatten gelehnt den schriftlichen Arbeiten des Dichters zuschaut, der Taube, die den Propheten inspiriert (l. c. 330). Diese wieder schreibt an Karoline von Herder, 2. November 1801: „Ich lebe in Liebe für den einzigen. Ach, Sie können es nicht wissen, wie göttlicher Natur er ist; denn sie haben ihn ja nicht, Sie sehen nicht sein Thun und Treiben. Warum bin ich so gesegnet, ruf' ich oft aus!" (336).

Daß Jean Paul das Muster eines Ehemanns nach jeder Hinsicht gewesen, darüber ist nur eine Stimme. Jean Paul entsagte jedem weiblichen Verkehr und lebte nur für seine Familie. „Bruder, die Ehe rottet alle Simultanliebe mit der Wurzel aus, man fragt fast gar zu wenig nach neuen Weibern, was wieder zu deutsch ist", schreibt er an Otto, 5. Januar 1802. Das darf freilich nicht mißverstanden werden. Es ist klar, daß

der Ehemann zurückgezogener leben muß als der Hagestolz; Jean Paul war aber auch als Junggeselle untadelhaft, obwohl für reine Weiblichkeit empfänglich. Von Eifersüchteleien war bei Jean Paul keine Rede. „Ich weiß nicht, was Eifersucht ist in der Ehe beim Mann. In der Minute der Einsicht hätt' er bei der Entscheidung nur sich oder die Frau — zu verachten." (Förster, Buch der Gedanken Jean Pauls 1863, S. 51.)

Natürlich gab es wie in jeder glücklichen Ehe manche zeitweilige Mißhelligkeiten. Nicht der Mangel, sondern das Übermaß der Liebe wurde Jean Paul manchmal an der Gattin lästig. Er klagt, daß die Frau dem Manne die Liebe durch die Forderung unaufhörlicher Zeichen derselben versalze. „Wir könnten das glücklichste Leben führen, wenn wir es weniger durch Empfindungen, die so leicht zu stören sind, als durch moralische Vernunft festhalten wollten." Auch war Karoline in Forderungen der Erziehung der Kinder nicht immer folgsam; besonders wollte sie das Abhärtungssystem und das Schreienlassen der Kinder nicht dulden, wie die meisten Mütter, denen ja Empfindung über Vernunft geht; Jean Paul mußte sich mehrmals an den Schwiegervater um Intervention zu Gunsten seiner Autorität wenden. Endlich vermißte Jean Paul an seiner sonst vortrefflichen Gattin naive Fröhlichkeit; sie gesteht selbst, sie habe nicht geahnt, daß lebendige Fröhlichkeit zu Jean Pauls vollem Glück notwendig sei, sonst hätte sie sich bestrebt, den Ernst ihres Wesens und die Tiefe der Empfindung hinter leichtem Spiel zu verstecken. Doch sind das alles Kleinigkeiten, die eben daher rühren, daß auch der beste Mensch kein Engel und Ideal der Vollkommenheit ist. Karoline selbst hatte an Jean Paul nur auszusetzen, daß er ihre Liebe nicht in gleichem Grade erwidere. „Der Mann liebt anders als das Weib", schreibt sie 5. März 1807 an ihren Vater, „die innere Gewißheit der Ewigkeit des heiligsten Verhältnisses ist das Mark unserer Liebe. Selig ist der, der bei seinem Leben nicht erfährt, auf wie wankenden Grund diese Sicherheit ruht". In dem unmittelbar folgenden Brief an ihre

Schwester Minna (die Briefe sind nicht herausgegeben) sagt sie aber ganz anders: „Ich bin glücklicher als jemals. Die Güte der Liebe, die ist mehr als alles. Ich kann mir die von Christus erzählten Wundergeschichten erkären. Wie er so sagt: Es ist recht schön, wie er einem die Haare von der Stirn streicht und fragt: Ist dir wohl? und wie sein Auge, wie von den Entzückungen gehoben, mit einer Thräne aufblickt, und wie ein scharfer Gedanke es dann wieder so hell erleuchtet! Gott, liebe Minna, da müßte man vergehend vor ihm niederfallen.“ Beides wird wohl so zusammenzureimen sein, daß Karoline Zweifel hegte, ob ihr Mann ihr mit derselben Innigkeit ergeben sei. Dies stimmt auch mit der Klage Jean Pauls über die Forderung beständiger Zeichen der Liebe. „Niemals habe ich aufgehört, sie innigst zu lieben, obwohl manchmal — glücklich zu sein“ schreibt er 1810 an seine Schwägerin Minna, als Karoline dort in Altenburg auf Besuch war. Die Liebe zu ihr sei ihm stets Bedürfnis gewesen. Wie ernst es Jean Paul nahm, Karoline zufrieden zu stellen, davon zeugen die Reflexionen und Übungen (nach Art des Andachtbüchleins), die er in der Via recti mit spezieller Beziehung auf seine Ehe und auf einzelne Vorfälle niederlegte. In meinem Werk habe ich S. 28 ff. das Wesentliche wiedergegeben. Vergleiche auch in Försters Buch der Gedanken die Kapitel über Freundschaft, Liebe und Ehe, Männer und Weiber; sie sind aus dem intimsten Erleben geschöpft. Daß Karoline sich zu Zeiten tief unglücklich gefühlt, wie Nerrlich S. 496 schreibt, ist nach diesem eine starke Übertreibung. Eher könnte man von Jean Paul sagen, daß er mitunter, aber vorübergehend, trübselige Anwandlungen hatte. Der Dichter hatte einst vorahnend im Hesperus gesagt: „Die weiblichen Fehler sind Astlöcher, die im grünen Holz bis in die Flitterwochen als schön marmorierte Kreise gefallen, die aber am dürren, im ehelichen Hausrat, wenn die Zapfen ausgedorrt sind, als fatale Löcher aufklappen“. Nun machte er selbst die Erfahrung, die mit der Zeit immer bitterer wurde. Die an-

fänglichen „kleinen Fehler", die er schon als Bräutigam diagnostiziert hatte (s. o.) wurden immer größer. Zwei sehr pessimistische Gedanken habe ich in den „Varia" gefunden: „Das Leben und die Ehe sind sich insofern gleich, als diese mittels der Aussicht auf die Scheidung, jenes auf den — auch willkürlich erwählten — Tod erträglich oder sogar angenehm wird". Das andere Diktum ist vom 6. November 1811 datiert und lautet: „Nur wer meine bitteren Tage, die ich in meinem Alter von dem mir nächsten weiblichen Wesen, Caroline genannt, erdulden muß, nach soviel Leiden in, und einigen Verdiensten um die Welt kennt, kann sich verwundern, daß ich nicht wieder ein Hagestolz geworden bin und daß ich, aber bloß durch die Gunst der Musen, nicht wilder schreibe und trüber lebe." Licht auf diese Worte wirft die unerträgliche Eifersucht, mit der Caroline ganz grundlos Jean Paul namentlich auf seinen Reisen verfolgte. Als er selbst ihr von seiner Bekanntschaft mit Sophie Paulus in Heidelberg etwas begeistert schrieb, ist sie sofort argwöhnisch. Als Jean Paul im nächsten Jahre wieder dorthin reiste, schrieb sie ihm am 31. Mai 1818: „Kommst Du mit geteiltem Herzen zu mir zurück, so will ich einzig in diesem so natürlichen und süßen Verhältnis Trost finden: dem bald ganz von der Erde entfliehenden Vater, dem ich alles Gute, was Du an mir liebtest, verdanke, in seinen letzten Lebensstunden anzugehören. Liebst Du mich aber, wie ich Dich liebe, d. h. mit ausschließlicher Neigung, sodaß die Idee einer zweiten Liebe Dir lächerlich erscheint, so würd' es mir schwer werden, Dich zu verlassen. Ich werde ja sehen, wie Du über mich empfindest, wenn ich erst Worte von Dir aus Deinem neuen Leben erhalte, wo eine reiche, bunte, ergreifende Welt Dein Herz und Dein Gemüt in Anspruch nahm. So liebend Deine Worte aus Bamberg, so waren sie doch nur das Aufflackern einer von meinem Athem noch angewehten Liebesflamme, die ohne Mühe ersterben muß . . . Gestern zum ersten Mal durchzuckte mich einmal wieder die tötendste ver-

nichtende Empfindung; es war Folge eines Traums, der mich in Heidelbergs Straßen versetzte und mir die Gestalt der Sophie Paulus zeigte . . .

Dann macht sie sich selbst Vorwürfe, wieder „traurig geschrieben zu haben". „Du sagst, ich soll Dir etwas Erfreuliches schreiben. Vermag ich das? Ich gewöhne mir vielleicht, durch Unterdrückung des Ausdrucks meiner Gefühle sie selbst in jene vernünftige Gleichmütigkeit aufzulösen, in der Du Dich befindest. Ich werde schweigen, da die Sprache meiner Gefühle zu stark ist, und alle Vernunft verletzt, bis vielleicht einmal in einer anderen Welt es keinen Unterschied zwischen der Liebe des Mannes und der Liebe des Weibes mehr gibt." Schwärmerische Liebesergüsse wechseln mit den Klagen: „Ich umarme Deinen süßen Leib in Gedanken, dessen Wärme magnetisch anzieht. Süßer Friede und Segen strömt von Dir aus und ich sauge selig mit allen Sinnen Deine Atmosphäre ein, wenn ich mich an Dich schmiege. Himmlischer! Wie bist Du so berauschend, welche Seligkeit ist in Deinen Armen!"

Vergebens beteuerte Jean Paul, daß ihm Sophie (sie war inzwischen schon an Schlegel verlobt) nicht mehr sei als jede gute weibliche Seele, die er als Autor kenne.

Nach Nerrlich ist an der Heirat Sophiens Jean Pauls „genialer Egoismus die alleinige Quelle des Unglücks" Seite 579. Wie? „Jean Paul durchschaute von Anfang an Schlegels Charakter mit Sicherheit; darnach hätte er als Freund Sophiens alles aufbieten müssen, um sie von ihrem unglückseligen Entschluß zurückzubringen." Aber selbst dieser Entschluß sei Jean Pauls Schuld. „Es steht fest, daß Sophie ihn geliebt hat, und daß er ursprünglich nicht nur nichts unternommen, um sie diesem Abgrund zu entreißen, sondern sie, allerdings arglos und naiv, immer tiefer verstrickt hat. Es steht zweitens fest, daß Jean Paul vom ersten Tag des zweiten Aufenthalts an ihr mit Kälte und Gleichgültigkeit entgegengetreten ist, daß er sie sodann fast mit denselben Worten wie ehedem die Berlepsch und andere

einer seiner Meinung nach allzu engherzigen, weil nicht auf die gesamte Menschheit ausgedehnten Liebe beschuldigt .. hat. Ist es da nicht erklärlich, daß das so grausam aus seinen Himmeln gerissene Mädchen in der Verzweiflung ohne Besinnen einem Mann, der sie unmöglich lieben konnte, die Hand reichte?"

Herr Nerrlich nimmt sich niemals komischer aus, als wenn er als Sittenprediger auftritt; höchstens sein pathetisches Eintreten für die Religion an Stelle der Altphilologie — die Religion nämlich, deren Hauptdogma der „Atheismus" ist — dürfte in Vergleich damit zu bringen sein. Erwidern kann man auf so etwas nichts; soviel aber dürfte aus den Briefen Karolinens ersichtlich sein, daß Jean Paul, der hochsinnige Genius, sein Hauskreuz reichlich gemessen zu tragen hatte. Die folgenden Jahre der Erkrankung halfen über die Unähnlichkeiten der Charaktere wieder hinweg, zumal die Quälereien der Gattin eben im Übermaß der Zuneigung ihren Grund hatten; aber in den Tagebüchern Jean Pauls ist zwischen den Zeilen und auch mit ausdrücklicher Beziehung manches zu lesen; z. B. wenn er schreibt: „Der Hagestolz hat das Unglück, daß ihm niemand seine Fehler frei sagt, aber der Ehemann hat dies Glück." 1819 datiert sind die Aussprüche: „Das Gute, das ich von den Weibern gesagt und gedacht, nehme ich nicht zurück, aber ich denke seitdem mehr Böses hinzu. — Das Weib sei eine Blume am, nicht im Wege. — Das Höchste einer Gattin ist, die Eigenheiten des Mannes zu schonen; thut sie es, so wird er leicht und bald die ihrigen schonen, was ihm leichter wird, da er mehr reflektiert und sich beherrscht. Aber umgekehrt stellt und sperrt sich männliche Stärke gegen weibliche, männliche Laune furchtbar gegen die weibliche. Wenn Karoline mich stets gehen ließe, wie ich wollte, so wäre ich gerade der beste Ehemann. — In der Liebe ist Melancholie reizend, in der Ehe Heiterkeit und Laune. — Kein Genialer heirate eine Geniale! Wenn schon die Zustimmung von Mann zu Frau schwer ist, so noch seltener und schwerer die eines Genius zum andern Genius, da hier

vollends die Geschlechtsunterordnung alles erschwert. — Warum haben so wenig Dichter die Ehe gemalt? Weil sie die Gichtknoten darin durch keine Arznei aufzulösen verhofften. — Heiraten in der Jugend heißt, sich im Sommer einen Ofen mieten; erst im Winter weiß man, ob er heizt oder raucht." Auch die Studien zur Fortsetzung des Siebenkäs, die ich im Euphorion der Hauptsache nach bekannt gegeben, enthalten viele Erfahrungen aus dem Eheleben des Dichters. Nicht ohne Bedeutung ist auch, daß die Ehe mit der genialen Natalie wieder auseinander geht.

Dennoch überwand der Dichter mit Sanftmut und Geduld auch diese Prüfung seines Stoizismus. Rührend ist der Brief, den er noch 1820 von München aus, wo er seinen Sohn Max besucht hatte, nach Hause schrieb: „Geliebte! Teuerste Mutter! Wie sehne ich mich nach den Kindern und vollends nach Dir, geliebtes Herz, die mir nicht nur meine Freuden hier ersetzen, sondern auch meine Leiden tragen wird!" Wir dürfen also annehmen, daß die Verstimmung nur mitunter und nicht nachhaltig gedauert hat. Bei einer Dichterheirat und zumal bei Jean Paul, der über sein inneres und äußeres Leben so genau Buch geführt hat, ist man eben über jede Einzelheit, von der anderwärts keine Spur an die Öffentlichkeit tritt, unterrichtet.

4. Sonstiges zum Leben Jean Pauls.

1. Die Freundschaft im Leben Jean Pauls.

Wir haben die weiblichen Beziehungen des Dichters ausführlich behandelt, weil darüber viel Unrichtiges und Abgeschmacktes geredet wurde und eine sorgfältige, aktenmäßige Untersuchung dringend not war. Es wäre aber gefehlt, Jean Paul zu einem schmachtenden Seladon und ausschließlichen Verherrlicher des weiblichen Geschlechts zu machen. Wie der Dichter stets nach Ergänzung trachtete und alle Gefühle und Leittöne des menschlichen Herzens in ihrer edelsten Höhe zu erreichen suchte,

so war es namentlich das Gefühl der Freundschaft und zwar der männlichen Freundschaft, dem der Dichter die wärmsten Töne abgewann. Dem oberflächlichsten Leser Jean Pauls ist sofort klar, welchen Raum die Freundschaft und ihre Apotheose in seinen Dichtungen einnimmt; besonders der Hesperus, Titan, die Flegeljahre, der Siebenkäs, der Komet haben mindestens zum einen Brennpunkt die männliche Freundschaft (in den Flegeljahren ist sie sogar Zentrum). Der Konflikt der Freundschaft mit der Liebe ist im Hesperus die Grundidee und der schürzende Knoten, die Paare Viktor-Flamin, Albano-Roquairol, Walt-Vult, Siebenkäs-Leibgeber, Nikolaus-Worble sind unvergängliche Typen des männlichen Liebens nach allen Nuancen und Zügen, wie sie nur eine reiche Dichternatur, die selbst die edelste Freundschaft im ganzen Leben geübt, schaffen konnte. Ich habe in meinem Hauptwerk in dem Kapitel „Freundschaft“ (S. 63—71) Jean Paul als Dichter der Freundschaft kat exochen bezeichnet und in der Hochstellung dieses Gefühls einen antik-männlichen Zug gefunden, der seltsam mit der modernen Alleinherrschaft der Geschlechtesliebe in Drama, Lied und Roman kontrastiert, welche ich als das Symptom einer weichlichen, kraftlosen Zeit ansehe. Bei Jean Paul ist die arme Freundschaft nicht bloß „Thür- und Degengriff der Liebe“; er spottet über niemand beißender als über Weichlinge wie Rosa von Meyern, denen nur in Damengesellschaft wohl ist und „die ein Mann geniert“; selbst der Liebe soll Freundschaft nicht weichen, da „Tugend und Liebe über den Verlust der Freundschaft nicht trösten“ (Hesperus 456). Geistvoll sind die Vergleiche zwischen den beiden „Brennpunkten in der Lebensbahn“, wie ich sie S. 67 meines Buchs zusammengestellt. Ich füge noch bei: „Liebe und Freundschaft sind zwei Süßigkeiten, deren erstere wie Honig durch Jugend, die andere wie Wein durch Alter ihren Wert erhält“ (Reimer 65, 214). Beim Abschied des sterbenden Amandus von Beata und Gustav in der „Unsichtbaren Loge“ S. 235 sagt der Dichter: „Diese Minute war zu erhaben für den Gedanken der Liebe — bloß

die Gefühle der Freundschaft und der anderen Welt waren groß genug für die große Minute." „Selige Jugendzeit," ruft er anderswo aus, „wo wir nach dem Lächeln des einen und einzigen Freundes haschen wie nach einem Liebesblick! Die Freundschaft ist der Morgenstern der Liebe, sie verkündet die kommende Sonne, und oft ist der demantne Lichtfunke dieses Sterns, wie er aus der Dämmerung blitzt, poesiegeweihter als der blendende Glanz des Tagesgestirns. Die Freundschaft ist aber auch der Abendstern der Liebe, denn wenn sich unser Tag im Alter neigt, da wird die Liebe selber wieder zur Freundschaft."

Diesen erhabenen Ideen über die Freundschaft entspricht auch das Leben des Autors; ja erstere waren nur der reflektierte Spiegelglanz seiner wirklichen Freundschaftsverhältnisse. Von den Schulfreundschaften mit Hermann, dem armen Webersohn, der sich bis zum Mediziner und Schriftsteller emporhungerte, mit Otto, dem Sohn des Vesperpredigers in Hof bis zu dem Philosophen Jacobi, dem Geistesheros Herder, welche Fülle anregendster Geistesbeziehungen! Und welche Reichhaltigkeit, welche Mannigfaltigkeit! Der Briefwechsel Jean Pauls füllt viele Bände und ist noch lange nicht erschöpft; alle Stände, Menschenalter, Konfessionen, Lebensanschauungen sind vertreten: neben dem schalkhaften, aber gutherzigen Virtuosen Thieriot („dessen Herz man beinahe in die Brust einer Jungfrau einsetzen könnte", wie Jean Paul Herders Gattin 2. Febr. 1802 schreibt) der Philosoph Hamann, neben dem Juden Emanuel Osmund der Fürstprimas Dalberg, neben dem Voltairianer Knebel der Mystiker Görres, neben dem eleganten Wieland der harte Voß, „sie alle und noch viele andere hatten Platz in dem liebereichen Herzen des Dichters, der es liebte, gerade die verschiedenartigsten Elemente im Brennpunkte seines Inneren zu vereinigen, ihnen, die sich oft abstießen, als der gemeinsame Annäherungspunkt und Liebesmagnet zu dienen und so auch eine versöhnende und Mittlerrolle unter den Zeitgenossen zu spielen" (J. Müller, Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart, S. 68).

Unter ihnen ragen hervor: die Jugend- und Schulfreunde Adam Lorenz von Örthel (nicht zu verwechseln mit Friedrich von Örtel in Leipzig), „mon cher moi", wie Jean Paul ihn im Brief vom 18. Dezember 1786 nennt, und Christian Otto, der Intimus Jean Pauls und lebenslänglicher Berater aller seiner Lebenspläne und Dichtungen, „mein ästhetisches Censur-Departement". „Wir haben einander alles gegeben, Herz und Freundschaft auf Ewigkeit, und wir können uns nun nichts mehr thun, als so bleiben" schreibt er an Friedrich von Örtel 9. Januar 1796. Wie rührend ist es — freilich ein Fehler gegen die Stilgesetze des Romans —, wenn der Dichter mitten in der Erzählung seinen Freund apostrophiert (wie im Anfang des Wuz) oder wenn er am Schluß eines enthusiastischen Ergusses (wie in ebenderselben Dichtung) sagt: „Du aber, mein mit ewiger Hochachtung geliebter Christian Otto, bleibe hienieden bei mir!"

Zu bemerken habe ich noch gegen die bisherigen Darstellungen, daß das Verhältnis zu dem Bankier Emanuel Mandel, später Osmund, nicht so innig war, wie es meist geschildert wird. Jean Paul gebrauchte ihn meist für geschäftliche Angelegenheiten, denen sich Osmund mit bewunderungswürdigem Eifer unterzog; auch ragte er jedenfalls über die meisten seiner Glaubensgenossen an Geist und Charakter hervor. Doch ist für die Beziehung, in der er zu Jean Paul stand, schon charakteristisch, daß sich in dem Briefwechsel mit ihm nicht das brüderliche „Du" findet, das Jean Paul sonst gerne jedem näheren Freunde gab. Daß auch seitens Osmunds die Empfindung nicht besonders tief ging und wohl die Ehre, des gefeierten Dichters Freund zu sein, eine wichtige Rolle dabei spielte, zeigt die zweideutige Stellung, die derselbe bei dem Konflikt Jean Pauls mit dem einflußreichen Regierungsrat Krause hatte. Auch darf nicht verschwiegen werden (was die Biographen sämtlich thun), daß Jean Paul auf Osmunds Verwendung an dessen Bruder ein Kapital von 1000 fl. lieh, das nach Jean Pauls Tod durch

die Konkurserklärung des Schuldners den damals ziemlich bedrängten Kindern des Dichters verloren ging, ohne daß der reiche Bankier die Schuld ersetzte. S. Emma Försters Briefe, herausgegeben von ihrem Sohn Brix Förster.

2. Das Verhältnis zu seiner Mutter.

Ich würde davon nicht reden — denn Jean Paul war der liebevollste Sohn, den eine Mutter gehabt — wenn nicht Nerrlich, der Großinquisitor, auch hier „Spuren von lieblosem Egoismus" gefunden hätte. (S. 111, 112). Worin sollen diese bestehen? Zur Zeit des größten Familienelends und seiner eignen Bedrängnis als Student in Leipzig suchte Jean Paul die Mutter zu trösten und bat in schonendster Weise um einiges Geld, um nur die dringendsten Bedürfnisse bestreiten zu können. Er konnte weder morgens noch abends etwas warmes genießen und mußte die Kost am Mittag dem Hauswirt schuldig bleiben; Kleider, Stiefel waren zerrissen und er konnte sie nicht reparieren lassen, selbst die Waschfrau zu bezahlen fehlten ihm die paar Kreuzer! In dieser Lage bat er in der zartesten Weise um Geld: „O, wie gern möcht' ich keins verlangt haben, und wie noch lieber möcht' ich Ihnen das wieder zustellen können, was Sie so notwendig brauchen!" Nicht genug mit der eignen Not, mußte er auch noch die Mutter darüber trösten, daß der eine Bruder Adam aus Verzweiflung Soldat geworden war. Er that dies nach seinem stoischen Codex dadurch, daß er der Mutter das Unvermeidliche im günstigsten Lichte zeigte, darauf hinwies, daß der Soldat es in den gegenwärtigen Zeitläuften besser habe als der armselige Lohnarbeiter und daß dem Vaterland dienen keine Schande sei; den Gram über den Prozeß mit Schwager Riedel beschwichtigte er mit den rührendsten, tiefreligiösen Worten. Er wies auf den hin, „der auf jedes seiner Geschöpfe mit Liebe herabsieht, der für alle einen Himmel hat und allen einen geben wird" (diese Worte entfachen vor allem den Spott Nerrlichs). Als der Schwager bald darnach starb, warnt er

vor Haß gegen ihn, trotzdem er die Richtersche Familie am großväterlichen Erbe stark verkürzt hatte. „Lassen Sie ihn in Frieden ruhen! Der Tod endet alles, auch die Feindschaft. Hat er Ihnen unrecht gethan, nun so hat er gefehlt wie andere Menschen." Diese Gesinnung in der Lage, in der sich der Dichter befand, atmet eine Höhe des Geistes, zu der nur eine ideale Lebensauffassung und entsprechende Reinheit der Gesinnung sich erheben kann — sie ist namentlich diktiert von dem Epiktetschen Prinzip, jede Lage von der besten und edelsten Seite zu nehmen, sichum Vergangenes und nicht zu Verbesserndes nicht zu grämen und die Ruhe des Geistes nicht der Leidenschaft und Begier zu opfern. Was findet Nerrlich darin? „Lieblosen Egoismus" und soweit der Hinweis auf Gott und die Ewigkeit in Betracht kommt — „einen wunderlichen Trost". Ja, wunderlich für einen Feuerbachianer und Atheisten, aber nicht für eine fromme christliche Frau, an die der Trost gerichtet war. Welchen Trost würde denn Nerrlich in solchem Falle bereit haben?

Welch edle kindliche Gesinnung der Dichter damals hatte, bezeugt der gleichzeitige Brief an Werner, worin er sagt: „Wissen Sie, was mich eigentlich zum Fleiß antreibt? Meine Mutter. Ich bin es ihr schuldig, einen Teil des Lebens zu versüßen, da sie den anderen so elend hingebracht hat, und ihr den Verlust, den sie durch den Tod meines Vaters erlitt, durch meine Hilfe zu mindern; es ist meine Pflicht, etwas zum Glück meiner Brüder beizutragen." (Siehe überhaupt den Briefwechsel in Wahrh. aus Jean Paul Richters Leben 3, 307—322.) Ganz besonders mit Rücksicht auf seine Mutter brach Jean Paul seine Studien ab und warf sich auf die Schriftstellerei, und als er nach langen Mißerfolgen endlich den ersten größeren Betrag (das Honorar für die Unsichtbare Loge) erhalten hatte, war sein erster Gang zu der Mutter, in deren spärlich erleuchtete Kammer er noch in der Nacht eintrat und nun die goldenen Schätze in ihren Schoß warf (Wahrh. 4, 373). Als Jean Paul 1794 von Schwarzenbach nach Hof zurückkehrte und seinen Unterricht auf-

gegeben hatte, war seine erste Sorge, die geliebte Mutter aus dem elenden Häuschen in einem Winkel hinter der Stadtkirche, in eine freundlichere Wohnung nahe dem Haus seines Christian zu bringen (Wahrh. 4, 368). Auf Jean Paul, dem ältesten Sohn, lastete die ganze Wucht der Familiensorgen, denen die schwache Frau nicht gewachsen war, und er, ohne Rücksicht auf seine eigene gehemmte Fortbildung, suchte mit Anspannung aller Energie der Riesenlast gerecht zu werden. Noch Jahrzehnte später sorgte er um Unterbringung der Geschwister, die es ihm oft schlimm lohnten (so stahl ihm Samuel, von der Leidenschaft des Spiels hingerissen, während der Dresdener Reise mit der Berlepsch 150 Thaler; Jean Paul machte kein Aufsehen davon); der Briefwechsel mit seinen Freunden gibt reichlich darüber Zeugnis. Etwas Frivoleres, als dieser völlig aus der Luft gegriffene Vorwurf Nerrlichs hat kaum ein Seitenstück in der Literaturgeschichte, es müßte denn der aus derselben Quelle stammende des „Don-Juan- und Roquairol-Charakters" sein. Niemand noch hat aus den Briefen des Dichters so etwas herausgelesen. Förster sagt: „Bald nach Ablauf des ersten Semesters mußte der hilfsbedürftige Sohn statt der unentbehrlichen Unterstützung Klagelieder von der Mutter über die Streitigkeiten vernehmen, in die sie verwickelt war. Paul ging mit kindlicher Liebe und mit dem Ernst eines freundlichen Ratgebers in ihre Denkungsart ein, indem er sie zu trösten und zu ermutigen suchte." Wahrh. 3, 307. Und ein anderer Biograph schreibt: „Sein moralischer Charakter zeigte sich damals von einer sehr liebenswürdigen Seite" (Döring, J. P. Fr. Richters Leben und Charakteristik). Warum ist denn Nerrlich der einzige, der diese Entdeckung gemacht hat, wo alle anderen gerade im Gegenteil den Beweis von heldenhaftem Edelmut und edelster Kindesliebe sehen? Daß es Nerrlich nur um die Verkleinerung des Sohnes, nicht um die Erhebung der Mutter zu thun ist, beweist die wegwerfende Art, mit der er von der „beschränkten" Frau spricht. Natürlich, sie

war ja eine gläubige Christin und suchte ihren Trost in der Bibel und Kirche und nicht in einer atheistischen Philosophie.

Auch Franz Muncker hat sich durch Nerrlich täuschen lassen und spricht in den „Bayr. Gymnasialblättern" 1895, S. 579 von „unverantwortlicher Rücksichtslosigkeit gegen die kranke Mutter". Und warum? Weil Jean Paul vom Krankenbett seiner Mutter einen Abstecher zu seiner Braut Emilie nach Franzensbad gemacht hatte! Welcher moralischer Rigorismus wird doch in der Kritik Jean Pauls verschwendet!

3. Das Lebensbild des Dichters würde unvollständig sein, wenn wir nicht auch eines Zuges gedächten, der für Jean Paul außerordentlich charakteristisch ist — er hatte auch barocke, närrische Allüren. Ein Satz aus Jean Pauls Lebenskatechismus war der Gedanke, daß zur unverfälschten Menschheit auch eine Dosis Narrheit gehöre und daß es für den, der sich zum echten, vollen Menschen-Charakter entwickeln wolle, Pflicht sei, diese heilsame Mitgift der Natur nicht verkümmern zu lassen. „Gott verhüte, daß ich einmal ganz vernünftig werde!" steht in seinem Tagebuch und im Brief an Emanuel vom 21. August 1800: „Wie ein Kind sehne ich mich oft nach den alten Schauplätzen, wo ich so glücklich und so dumm war. Warum muß ich gerade jetzt mit soviel Verstand behaftet sein? Womit hab' ich's verschuldet?" Schon in seinen ersten Jugendaufsätzen hat er sich mit der Narrheit viel beschäftigt und namentlich ihren Zusammenhang mit dem Genie und ihre totale Verschiedenheit von der Dummheit in einer längeren Studie auseinander gesetzt („Unterschied zwischen dem Narren und dem Dummen" bei Reimer 62, 238—245). Er sagt dort: „Die Narrheit ist die Geburt der starken Leidenschaft, jeder große Mann trägt zu gewissen Zeiten ihre Livrée. Narrheiten sind also Lieblinge der großen Männer; sie dienen ihnen zur Erholung, wie ihre Frauen. Die Dummheit ist die abgesagte Feindin des großen Kopfs; sie ist nicht in seinem

Gefolge und niemand begehrt sie zur Freundin . . . Thorheiten sind uns so notwendig, wie Luft zum Atmen, sie begleiten jede starke Einbildkraft und kündigen oft den seltenen Mann an, wie Insekten den Honig. Narrheit ist das Ungewöhnliche in Gedanken, Worten und Werken. Und wer will das vermeiden? Nur der, den Modemeinungen in Fesseln legen und den sein Salarium zwingt, im allgemeinen Konzert der menschlichen Thorheit den Takt zu halten und mit seinem Nachbar im Unisono zu singen. Das Ländchen der Vernunft ist für die unruhige Phantasie zu klein; sie schwärmt in das nahe und weite Reich der Feenmärchen, Luftgebäude und Abenteuer hinüber; sie thut es wenigstens nachts, wenn die Vernunft ihre Augen mit den körperlichen schließt. Aber dumm muß kein Mensch sein . . Narrheit hat also ihren Grund in schätzbaren Eigenschaften; Dummheit entspringt aus einer schlechten Anlage menschlicher Kräfte . . . Der Narr ist oft ein verstimmtes Genie. Der Gang seiner Ideen ist zu unstät, er macht zu viel Sprünge, als daß sich der wahre Weg seiner Begriffe zeichnen ließe . . . Der Dumme kann ein Priester sein, wenn er nur Verstand genug hat, um Oftgesagtes noch einmal zu sagen und das Echo der symbolischen Bücher zu werden. In Gerichtshöfen wird er übel wegkommen, wenn er nicht selbst — Richter ist. Als Arzt wird er glücklich sein: die seine Kur nicht erfahren haben, werden ihn loben, und die er heilen wollte, werden ihn nicht mehr tadeln können. Weltweiser wird er nicht sein können, aber Schulphilosoph: er wird so wenig Verstand und so viel Dummheit besitzen, um dem Gallimathias das Kleid lateinischer und griechischer Phrasen und Termen anhängen zu können . . . Der Dumme kann also gelehrt sein. Dies kann der Narr nicht so gut, nicht mit soviel Ehre . . . Ein Narr ist ebenso unerforschlich als ein Genie . . . ja die meisten Genies haben eine kleine Dosis Narrheit an sich. Freilich sehen wir mit schiefem Auge oft das für Narrheit an, was nur ungewöhnlicher Weg des Genies ist."

In dem 1781 geschriebenen Essay über den Menschen sagt Jean Paul ähnlich: „Thorheit! ein wichtiger Artikel zur Menschenkenntnis! Die Thorheiten sind die Rahmen, die jedes vortreffliche Menschenbildnis einfassen — sie sind die Schellen, welche durch ihr Geläute uns von der Gegenwart eines Menschen benachrichtigen ... sie sind die Federn auf dem Kleid des Weisen; er kehrt sie nie alle ab; sie sind die Lappen auf dem Harlekinskleid des Unweiseren."

Als Jean Paul in Hof seinen Zopf ablegte, wo diese Freiheit noch nicht Mode war, brachte ihm diese Kühnheit ein wahres „Kleidermartyrium"; bei allen Honoratioren war er verpehmt und man betrachtete ihn für nicht viel minder als einen Sanskülot; selbst sein Freund Vogel riet ihm zur Umkehr. Ihm erwiderte Jean Paul: „Laßt doch einem anderen seine Narrenkappe, ungeachtet sie der eurigen wenig gleicht! eure wäre ja für meinen Kopf zu eng zugeschnitten und eure Verbrämung derselben nachzuahmen verbietet mir mein Beutel ... Ihr sagt ja oft, jeder Mensch darf seine eigene Vernunft haben, warum soll nicht jeder seine eigene Narrheit haben?" Und köstlich ist in demselben Betreff die Allegorie von dem Esel im Brief an Örthel vom 22. Juni 1783 (Reimer 62, 272), die beginnt: „Es war einmal ein Narr, der wohnte in einer Stadt, wo lauter Narren wohnen, statt daß in anderen nur viele wohnen. Die Honoratiores daselbst trugen eine bestimmte Anzahl Schellen an ihren Mützen und auf diesen Schellen war ein schöner Esel geprägt ... Der Narr ließ nun statt des Esels einen Maulesel auf die Mütze stecken, kam aber schlimm damit an. Der Superintendent sagte bei seinem Anblick: „„Der junge Mensch verachtet die Geistlichen; denn er verachtet die Esel. Gott bessere sein Herz!"" — „„und vorher seinen Zwölffingerdarm!"" sagte der Doktor darauf, „„der ja mit allem Unrat seinen Kopf verrückt."" ... Der Narr war so stolz, eine Narrheit zu haben, die die Narren tadelten, daß er die ganze Sache seinem Freund Örthel schrieb."

In seinen Dichtungen hat Jean Paul den poetischen Gehalt der menschlichen Exzentrizitäten reich verwertet. Kein Dichter war so durchdrungen von der Wahrheit der Goetheschen Forderung: „Laßt Phantasie mit allen ihren Chören: Verstand, Vernunft, Empfindung, Leidenschaft — doch merkt es wohl! — nicht ohne Narrheit hören!“ Die schönsten komischen Schlaglichter gehen aus solchen Sonderbarkeiten hervor, wie er sie meist guten Charakteren, den Wuz, Eymann, Schmelzle, Sülptitz, Schoppe, selbst Walt als kleine Ecken und Ueberbeine angeheftet, und der Dichter verfehlt nicht, merken zu lassen, daß diese so anschaulich geschilderten Capricen aus seiner eigenen Natur geschöpft waren, ja daß jeder eine solche Narrheit im innersten Herzen trage: „Wer über die wichtige Miene lacht, mit der der Rektor Landesprogramme, der Dramaturg Komödienzettel, ein Kennikotischer Varianten-Almosensammler Buchstaben aufkauft, der thut es, wenn er weise ist . . mit dem Bewußtsein seiner ähnlichen Narrheit und lacht an seinem Nächsten nichts aus, als die Menschheit und sich.“ (Fixlein 116.)

Diese Idee von der tiefen Begründung und von der Weisheit der menschlichen Thorheit bildet namentlich den Mittelpunkt von Jean Pauls letztem und in mancher Beziehung reifstem Roman. Der Held des „Kometen“, Nikolaus Marggraf, dieser Don Quichote des bürgerlichen Lebens, ist in seinen närrischen Schwärmereien, in seiner komischen Zartheit gegen das weibliche Geschlecht, seinen innigen Freundschaftsverhältnissen, seinen Träumereien über Menschheitsbeglückung, u. ä. der getreue Typus des jungen Jean Paul. Es ist ganz verfehlt, diesen Charakter als kompleten Narren und Monomanen zu fassen. Jean Paul hat ihm soviele edle Züge geliehen, ihn derartig menschlich vertieft, daß er trotz seiner tollen Allüren unsere wärmste Teilnahme erregt. Am Rande seines Lebens wollte der Dichter noch einmal ein liebevolles, wenn auch ins Komische verzogenes Bild seiner Jugendtage aufsteigen lassen; ja er wollte die Dichtung sogar mit seiner Autographie zusammenarbeiten und von Kapitel

zu Kapitel in Parallele stellen. „Wahrheit aus meinem Leben – Dichtung aus des Apothekers Leben" hieß der ursprüngliche Doppel-Titel. Als Baggesen 1825 den Dichter besuchte und den „Kometen" las, rief er, aufs Heftigste erschüttert von der Ähnlichkeit der inneren Geschichte des Helden mit der seinen, dem Dichter bei dem ersten Eintritt entgegen: „Mein Gott, Jean Paul, ich bin ja der Marggraf!" Da faßte sich der Dichter, nicht minder bewegt, ans Herz und erwiderte: „Als ob es nicht meine eigene Geschichte wäre!" (Spazier 5, 145.)

Blicken wir nun auf das Leben des Dichters, so fallen uns Züge genug auf, die diese Wahrheit bestätigen. Jean Paul hatte viele Eigenarten, welche ihn als eine Individualität ganz besonderer Art, voll Haß gegen jede Schablone, Mode- und Herdenansicht, als Mann, der sich um keinen herkömmlichen Brauch schert, zeichnen.[1] Schon die oben angegebene Rücksichtslosigkeit gegen die Mode gehört hieher. Auch die eigens von ihm erfundene Orthographie (s. mein Buch S. 393–397, daselbst auch sein Kampf gegen die „Sprachpäpste"), die ihn in beständigen Krieg gegen die Setzer brachte, die Gewohnheit, Riemen statt der Hosenträger zu tragen, überhaupt seine seltsame Kleidung (dem Dichter zu Ehren trug man „Jean Paul-Überröcke" [s. Förster, Denkwürdigk. 1, 93, Note]; sein „grüner Flausrock" wird von Spazier 2, 154 und von Jean Paul selbst im Brief des Rektors Seemaus und Herbst-Blumine III, 11 erwähnt), und die konsequente Weigerung, das Hofzeremoniell zu befolgen[2])

[1]) Dies gilt auch von seinem Stil. Wo gibt es einen Schriftsteller, dessen Rede so ausgeprägte Eigenart hat, bei dem wir fast vom ersten Wort an sagen müssen: So konnte nur er schreiben?

[2]) Der Herzog Pius in der Eremitage fügte sich in die geniale Laune des Dichters: „Wenn ein Geist, wie Jean Paul," sagte er, „die Weltordnung gleichsam verrückt, warum sollte sich die Hofordnung nicht ebensoviel gefallen lassen?" Auch sein Pudel mußte immer eingeladen sein, sonst hätte er sich an keines Kaisers Tafel gesetzt. (Funk, Erinnerungen aus meinem Leben. Abschnitt über Jean Paul.)

zur Zeit, als er in Meiningen und Koburg mit den Fürsten in intimsten Verkehr trat, lassen ihn als unabhängigen, aber wohl auch etwas exzentrischen Geist erscheinen. Wenn er Besuch bekam und der Gast ihm zu lange blieb, rief er seine Tochter oder sonst jemand aus der Familie und schlich sich in einem passenden Moment still davon. Der Besucher harrte dann vergebens auf die Wiederkehr des Herrn. Rellstab bezeugt dies in seinen Erinnerungen an Jean Paul und zwar, wie er erfuhr, als Gewohnheit des Dichters. Als Jean Paul bei Dobenecks einen Sohn aus der Taufe hob, hatte er ein Eichhörnchen in der Tasche, das er beständig mit dem Sacktuch einbauen mußte. Er sagte später: „Während ich mein armes, leider seliges Pathchen in den Armen hielt, hätte ich durchaus nichts machen können, wenn das Tier herauf auf meine Achsel gekrochen wäre, vielleicht zur allgemeinen Störung des Taufaktes und Ernstes." (Kraußold, Erinnerungen an Jean Paul.) Etwas Kindliches haftete selbst dem Mann noch an. Als ihn Rellstab besuchte und später die Wachtparade vorüberziehen sah, bemerkte er zu seinem Staunen den Dichter mitten unter der Straßenjugend vor der Schützenmusik marschieren, der ihm aus dem Gewühle fröhlich zunickte. Die Janitscharenmusik war ihm aus seiner Hofer Kindheit in besonders lieblicher Erinnerung. Auch seine seltsame und hartnäckig trotz alles Fehlschlagens verteidigte Marotte, daß er im stande sei, das Wetter, selbst auf Monate, vorauszubestimmen (in der Herbst-Blumine 427 gibt er eine sorgfältig ausgebildete Theorie seines Systems) dürfte etwas Barockes haben. Jean Paul war es keineswegs bloß Spaß damit.

Diese Seltsamkeiten thun jedoch dem harmonischen Gesamtbild des Genius keinen Eintrag, ja sie bringen vielleicht einen angenehmen Kontrastton zu den idealen und sentimentalen Farben, die ohnehin stark genug vertreten sind. In der humoristischen Verteidigung gegen die Anklage der exzentrischen Schreibart (im „Satirischen Appendix zu den Biogr. Belustigungen") gibt er an, daß sich auf ihn ein satirischer Bockfuß vererbt habe,

daher er immer, wenn er in schwärmerischen Erhebungen genug gethan, sich mit einem oder dem anderen Bocksprung helfen müsse. Es ist der Drang nach Ergänzung, nach Ausbildung der gesamten Facetten, die den Typus Mensch charakterisieren, der ihn hier treibt, den wir überhaupt als den Grundton im Bild dieses merkwürdigen Menschen erkannt haben.

4. Von sonstigen Eigentümlichkeiten erregt vielleicht Interesse, daß Jean Paul kein Raucher war, was er in dem „Ausschweif selbstgeschichtlichen Inhalts" aus dem Jahr 1820 versichert (er steht bei Reimer 64, 212—216); in einer seiner frühesten Schriften (Rektor Fälbels Reise 215) sagt er dasselbe; Jean Paul ist sich also sein Leben hindurch konsequent geblieben. Dagegen spricht nicht die oben erwähnte Mitteilung vom Besuch bei der Bernard in Berlin: „Ich rauchte meine Pfeife und ging rein von dannen" — denn dies ist offenbar symbolisch gemeint mit Beziehung auf eine ähnliche Mitteilung an Otto aus derselben Zeit: „wo ich" (bei der Charlotte v. Kalb) „im Pulvermagazin Tabak rauchte." (28. Dez. 1798.)

Was einen anderen bedenklicheren Punkt betrifft, den einzigen, an dem vielleicht Jean Paul zu packen ist (Nerrlich hat sich diese günstige Position seltsamerweise entgehen lassen), betrifft die Trinkgewohnheiten des Dichters. Es ist leider nach dem Sektionsprotokoll klar, daß die Leiden seines Alters und die Todesursache neben anderen Dingen, namentlich seiner Überanstrengung, auf zu starke Gewöhnung an geistige Getränke zurückzuführen ist. Selbst seine Erblindung dürfte teilweise damit zusammenhängen. Wie kam aber ein so idealer Geist, der doch auch asketisch so stark in anderer Hinsicht sich schulte, zu einem solchen Laster? Von Laster kann nicht gesprochen werden, denn sicher sah niemand je Jean Paul betrunken; aber an ein ziemliches und immer steigendes Maß Getränke gewöhnte sich der Dichter dadurch, daß er sie zu seiner poetischen Inspiration für nötig hielt. Er kam also gewissermaßen von der Seite seiner Arbeit und im Interesse seines geistigen Schaffens zum

Trinken. „Ich habe nie ein Getränk bloß des Geschmackes wegen genommen als klares Wasser, sonst immer nur wegen der Wirkung," beteuert er in seinen Aufzeichnungen. „Wie streng wollte ich meinen Körper halten, hätte ich nicht zu arbeiten," sagt er anderwärts. Nach Wahrheit 8, 367 aß er sich nie vollständig satt, um nicht die Qual der Verdauung zu leiden. „Wie wenig ich jetzo genieße und genießen mag! Keine Speise, Getränke, Gesellschaft — alles von jenen nur zum Aufhellen und Stützen der Darstellung," heißt es Wahrheit 2, 32 aus den Mitteilungen der letzten Tagebücher. Und an Emanuel Osmund schreibt er einmal: „Ich kenne immer nur die Trunkenheit, die den Geist beflügelt, nie die, welche ihn lähmt." Demselben, der ihm den „Paktolusfluß", das „Lethe", „Weihwasser" des Bieres aus Baiern besorgen mußte, gibt er auch Aufschluß über die Geschichte seines „Trinkunfugs": „Von meinem 16. Jahr an trank ich bis ins 20. weder Bier noch Kaffee, letzteren nur zuletzt an Sonntagen. Dann häufiger, aber stets nur für den Kopf.[1]) Erst im 30. nahm ich als Heilmittel Bier ein, um nicht im Kaffee zu versaufen; und acht Jahre später Wein. Ich kenne keinen Gaumen-, nur Gehirnkitzel; und steigt mir eine Sache nicht in den Kopf, dann soll sie auch nicht in die Blase. „Konntest Du nicht so viele und so treffliche Werke in längerer Zeit bei kleinerer Anspannung geben?" sagt die Welt. Nein, Welt! Die Kunst fordert Intension der Anstrengung, nicht Extension; der freilich, eben auf meine Kosten, die Abspannung folgt. Aber mit bloß natürlichem Feuer ohne äußeres sind gewisse Kalzinir-Effekte gar nicht zu machen; Glas will ein anderes Feuer als etwa ein Braten. „So mußt du aber täglich die Incitamente steigern?" Freilich, aber es kostet bloß verflucht Geld, nicht einmal Gesundheit; denn allmähliche

[1]) Über die nachteiligen Folgen des Kaffees (bis zu drei Lot auf einmal — Brief an Vogel, 16. Dezember 1787 —) beklagt er sich schon in der „Unsichtbaren Loge" und sucht dagegen Heilung — im Bier (48. Kap., Note).

Zunahme der Reizmittel schadet so wenig als ein heißes Land dem Einwohner" (15. März 1803, bei Förster I, 126). Über letzteren Punkt täuschte sich der Dichter doch, was er freilich damals im Beginn des Experiments und im blühendsten Mannesalter nicht bemerkte. Die hier von Jean Paul gegebene Darlegung wird anderwärts durchaus bestätigt. Aus einem Brief vom 5. Juli 1783 an Örthel geht hervor, daß Jean Paul nicht einmal bei einer Einladung Wein genossen hat, weil er überhaupt keinen trinke (der Brief steht bei Reimer 62, 278); auch von der späteren Zeit darf man sich keineswegs Jean Paul etwa als Alkoholisten vorstellen; eine Flasche Wein, meist sogar weniger, trank er im Laufe des Vormittags während der Arbeit; nach Tisch einen Krug Bier, selten mehr; so in der Bayreuther Zeit nach Aussage der Rollwenzel an Rellstab und Funk. Daß die Wirkung trotzdem sich summierte, hatte zum größten Teil seinen Grund in der sitzenden, gebückten Lebensweise am Arbeitstisch, den Jean Paul bis zum Abend nicht verließ, und in dem Mangel jeder Bewegung. Bitter beklagte sich Jean Paul über die ungerechten Nachreden der Bayreuther: „Gott weiß es," rief er im quälendsten Schmerz aus, „ich hätte lieber Wasser als irgend ein spirituöses Getränk genossen, wüßt' ich meinen geistigen Haushalt ebenso gut damit zu bestreiten. Die Art meines Schaffens ist schon an sich eine Art geistiger Debauche und läßt so gut ihren Katzenjammer im Gehirn fühlen als im Magen . . . Wie kann ich all den Stoff, den ich im Kopf mit mir herumtrage, zu tage fördern, wenn ich Stunden, Minuten, ja Sekunden nutzlos vorüberstreichen lasse. Glauben Sie mir auf mein Wort, wenn ich Methusalems Alter erreiche, ist der Welt noch nicht alles gesagt, was ich zu sagen habe. Ach, es ist tief verwundend!" So berichtet Funk in den „Erinnerungen aus meinem Leben". Er sagt auch, daß er Jean Paul nie so aufgeregt, im tiefsten Innern zerrissen gesehen. „Wie oft," sagte er, „habe ich gewünscht, daß ein anderer für mich äße und besonders tränke,

damit ich nichts bekäme als den Wein- und Kochgeist, um darnach fortzufahren auf dem Papier. Ich habe mich oft bei Gastmählern des Trinkens enthalten, um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzustumpfen.“ Funk versichert auch, daß die Nachrede von Jean Pauls Trunkenheit vielleicht durch des Dichters begeisterte und exaltierte Redeweise entstanden sei. Durch falsche Behandlung der Ärzte, die ihn noch zu starken Weinen als angeblichen Heilmitteln beredeten, wurde das Übel noch vermehrt.

5. Schließlich dürfte noch über das Honorar, das der Dichter bezog, eine Zusammenstellung von Interesse sein. Für die „Grönländischen Prozesse,“ das erste gedruckte Werk, erhielt Jean Paul vom Buchhändler Voß in Berlin 16 Louisdors für den ersten, und 126 Thaler für den zweiten Teil (Spazier 2, 67 und 87), ein sehr beträchtliches Honorar für das kleine und armselige Werk, bei dem der Herausgeber, da fast die ganze Auflage Makulatur blieb, gründlich hereinfiel. Für die „Auswahl aus des Teufels Papieren“ zahlte Beckmann in Gera bloß 2 Thaler 12 Groschen den Druckbogen in Großoktav (Spazier 2, 163). Auch dies geringe Honorar wurde in schlechter Münzsorte gezahlt, worüber der Autor dem Geber witzig schreibt: „Karl der Fünfte und Zwölfte stifteten dem Vaterland nicht soviel Unruhe als Ihre Carlsd'ors; es wollte sie keiner, als wären sie glühend, in der Hand behalten, und sie flogen aus einer in die andere, wie das angezündete Spähnchen beim Spiel „Stirbt der Fuchs“. Ich gäbe etwas darum, die Geschichte der Pfiffe zu lesen, die diese Karolins in ihrem Leben ausgebrütet, deren Außenwerke sonderlich demoliert sind und deren Köpfe so verschnitten wie meiner.“ Die „Unsichtbare Loge“ trug bei Karl Matzdorf in Berlin auf Befürwortung des dafür begeisterten Schwagers Moritz hundert Louisdors ein (Spazier 3, 131). Für die vier Bände des Hesperus zahlte derselbe aber nicht mehr als 300 Thaler (Spazier 3, 187). Der Siebenkäs wurde mit 7 Thaler per Bogen honoriert (Spazier 3, 233); bald darauf kann Jean Paul

bereits sich rühmen, daß er 5 Louisdors für den Bogen bekomme (s. Brief an Josefine von Sydow, 19. Januar 1800), und für die Flegeljahre zahlte Cotta 7 Louisdors (Spazier 5, 50); Matzdorf soll für den Titan nur die Hälfte gezahlt haben. Das war das Höchste, was damals gezahlt wurde; selbst Goethe brachte es nur auf sechs Louis, meist sogar nur auf fünf; auch Fichte soll sechs Louisdors bezogen haben (Spazier 4, 128, nach einem Brief Fichtes) — die Philosophen standen in höherem Preis als die Dichter. Es zeugt übrigens von dem uneigennützigen Sinne Jean Pauls, daß er dem Buchhändler Schrag in Nürnberg, der aus Verehrung ein Buch von ihm zu verlegen wünschte, eine seiner schönsten Idyllen, den Fibel, um nur vier oder fünf Louis per Bogen überließ, obwohl er bei Cotta sechs hätte haben können. Für die Gesamtausgabe zu 60 Bänden verpflichtete sich Reimer, 21. Oktober 1825, 35000 Thaler in Gold zu zahlen (Nerrlich 648).

Schließlich möchte ich noch den Wunsch aussprechen, daß eine gänzlich unhistorische und inkonsequente Aussprache von Jean Pauls Schriftstellernamen aufhören möge. Das „Paul" ist so gut französisch zu sprechen (und zu des Dichters Lebzeiten immer gesprochen worden) als das „Jean"; die zufällig im Deutschen und Französischen gleiche Form berechtigt nicht zu der zwitterhaften, abgeschmackten Vermischung. Selbst in der Schrift hat Jean Paul seinen Namen immer mit lateinischen Lettern gesetzt, was auch in die gedruckten Ausgaben zum Teil übergegangen ist. In Wahrheit aus meinem Leben am Anfang, desgleichen Hesperus 469, Fibels Leben 192 bezeichnet er sein Pseudonym ausdrücklich als französisch und am Schluß der „Unsichtbaren Loge" ist der Name „Paul" sogar in französischen Lettern gedruckt. Patriotismus hat da keinen Raum, wo er historische Fälschung und Unverstand würde.

Seinem Äußern nach wird Jean Paul in seiner Kandidatenzeit als hagerer Jüngling mittlerer Größe mit „blondem, weichen Haar, großer, erhaben gewölbter Stirn, gebogener Nase, äußerst

feinem und lieblichem Mund, blitzendem blauen Auge und hagerem bleichen Gesicht beschrieben, gewöhnlich in einen grünen Flausrock gekleidet" (Spazier 2, 154.) Spätere Veränderungen des Aussehens nach verschiedenen Augenzeugen siehe in meinem Hauptwerk 116: „Jean Pauls äußere Erscheinung".

II. Jean Paul als Dichter.

1. Allgemeines über seine Schaffensweise.

Um in das Eigenartige der Jean-Paulschen Dichtung einzudringen, muß man sich an die „drei Seelen" erinnern, die Jean Paul nach eigenem Geständnis hatte und die er zeitlebens in Gleichgewicht und gleichmäßiger Ausbildung zu erhalten für seine Pflicht erachtete: die philosophische, die empfindsame und die humoristische. Dementsprechend sind bei Jean Paul drei Faktoren auseinander zu halten: das Moment der Abstraktion, das der Fantasie und das der Komik. Bald tritt das eine, bald das andere mehr hervor, bald wieder sind je zwei oder alle drei bunt durcheinander gemischt. Vor allem darf man nicht vergessen, daß Jean Paul von der Philosophie zur Dichtkunst gekommen ist und daß er noch lange Zeit auf dem Grenzgebiet der didaktischen Prosa verweilte, bis ihn Vogels Rat: „Schreiben Sie lieber einen philosophisch-pädagogischen Roman . . das bringt Ihnen Beifall auf Erden und eine Stelle neben Rousseau im Himmel!" (Spazier 2, 167) wie eine Offenbarung überkam und in das Geleis seines künftigen Ruhmespfads brachte. Eigentliche Verse hat bekanntlich Jean Paul nie geschrieben; was etwa als solche gelten könnte, wie das allegorische Gedicht zu Ehren der Frau von Welden (gedruckt bei Reimer 59, 138—142) oder der Festgruß an die preußische Königsfamilie bei ihrem Besuch in Alexandersbad 1808 (bei Hempel 57, 165—167), sind schwungvolle Gedanken ohne Metrum und Reim und so wenig Verse zu nennen, wie die bekannten „Streckverse" oder „Polymetrischen Gedichte". Der

eigentlichen poetischen Plastik blieb Jean Paul stets fern — „ich bin ein Vogel," sagt er, „der mit gebundenen Flügeln nicht fliegen kann" — was natürlich kein Recht gibt, ihm, wie es auch versucht wurde, den Dichterruhm abzustreiten, denn die Grundqualitäten des poetischen Geistes: hoher Ideenflug, Macht der phantasievollen Sprache, anschauliche Charakteristik, besitzt Jean Paul wie kein zweiter. Immer aber ist seine Produktion mit Gedankengehalt tief durchtränkt; ganze spekulative Abhandlungen unterbrechen seine Romane und selbst wo der Faden der Erzählung und Schilderung nicht abreißt, schleppt sich in der Regel ein schwerer gelehrter Ballast, eine Unmasse zu Vergleichen, Anspielungen, humoristischen Beziehungen herbeigezogenen Wissens in der epischen Darstellung mit und gibt dem Stil etwas ungemein Lebendiges, Anregendes, freilich auch mitunter Schwerfälliges und Überladenes. Jean Paul gesteht in seiner „Vorschule zur Aesthetik" § 74, daß, wenn er nur leichtes Geschichtliches zu reichen hatte, worin weder Flammen noch Blumen, noch Salze umherzugeben waren, er sich sehr trübselig an das Blatt machte und es kaum fertigen wollte. Und an Otto schreibt er (Briefwechsel I, 103): „Es ist so leicht, den Leser zu interessieren — ohne Witz, ohne Empfindung, ohne Wahrheit — durch bloße Geschichte, so leicht also und von der andern Seite so unwürdig einer menschlichen Anstrengung, daß mir mein zu schwerer Zweck, Empfindungen und Wahrheiten darzustellen, lieber ist als jeder andere, den ich besser erreichte."

Daher ist Jean Paul der geborene S e n t e n z e n d i c h t e r. Die prächtigsten, aus feinster Beobachtung und tiefster Meditation geschöpften Gedankenperlen durchwirken nicht nur das sich fortspinnende Gewebe seiner Epik, sondern oft schüttet er, da die Gelegenheiten zum Einweben nicht ausreichen, am Schlusse eines Kapitels eine ganze Fülle auf einmal aus, ja ganze Bände „Unterdrückter Gedanken", „Meiner abgerissenen Gedanken erste, zweite, dritte Lieferung" folgen gesondert nach; aus den Tagebüchern und Studienheften haben die Herausgeber weitere

Schätze in dicken Büchern ausgehoben und noch immer ist noch nicht alles erschöpft, selbst nach meiner Nachlese im letzten Heft des „Euphorion“, in das ich mit sorgfältiger Auswahl nur das wirklich Klassische und Bedeutende aufgenommen. Dieses starken Ideengehaltes in prägnanter, bilderreicher Form wegen ist Jean Paul von Anfang an die willkommene Beute der Blütenleser gewesen; schon bei Lebzeiten zog man den „Geist Jean Pauls“ auf Flaschen, gegen welches botanische Abrupfen seiner Blumen und Kräuter sich der Dichter wiederholt wehrte. Ironisch entschuldigt sich Jean Paul bei einer solchen Gelegenheit (s. Vermischte Aufsätze bei Hempel 63, 225), daß er oft nur „Gedanken ohne Geschichten“ gebe, „indeß glücklichere Autoren gerade das Umgekehrte zu geben vermögen“.

So ist der Grundcharakter der Jean Paulschen Schöpfungsweise eine starke Annäherung und Vermählung der prosaischen und poetischen Elemente, eine Durchtränkung der Dichtung mit Ideengehalt, andererseits eine Erhebung der doktrinellen Erörterung zu farbenprächtiger poetischer Schilderung. Wie er in den Romanen den Lehrgehalt stark hervortreten läßt, so kleidet er andererseits in den wissenschaftlichen Werken, wie in der Vorschule, der Levana, die lehrhafte Entwicklung gern in ein konkretes Gewand; seine Ideen über den poetischen Stil gibt er als Vorlesungen im Reichelschen Garten zu Leipzig während der Messe mit all den reichen Anspielungen und Einflechtungen, die sich aus dem Schauplatz mühelos ergeben; die Gründe für und wider die Macht der Erziehung legt er einem jungen Institutslehrer als Antritts-, resp. Abgangsrede in den Mund, er gibt Abhandlungen in Dialogform (Campanerthal, Selina) u. s. w. Schon in seinen Jugendaufsätzen zeigt sich diese Neigung zur Konkretisation der abstrakten Themate; gern läßt er den Weisen, den Narren rc. als Redner auftreten, vielfach auch Gegner ein Thema antithetisch erörtern; so z. B. gibt er im Aufsatz „Über den Menschen“ (R. 63, 17—45) zuerst dem Optimisten zur Verherrlichung der Menschennatur, dann dem

Menschenfeind zur Herabsetzung das Wort, was Gelegenheit zu farbenprächtigem Ausmalen und zu grellen Kontrasten gibt. Freilich verleiht dies der Darstellung auch wieder etwas Schillerndes, der reinen, ruhigen Belehrung Feindliches — die Begriffe verlieren im Glanz der Metaphern ihre Konsistenz und klare Bestimmtheit, die Schlaglichter des Witzes, der Satire stören im Erfassen des rationellen Gehalts, die aphoristische, sententiöse Sprachweise läßt die dialektische Entwicklung, den systematischen Aufbau vermissen. Aber Jean Paul ist es nirgends um einfache Mitteilung seiner Gedanken zu thun; immer sucht er zugleich durch poetische Mittel zu wirken, strebt er nach einer künstlerischen Form seiner Ideen; ja nicht selten sucht er den Leser zu verblüffen, legt ihm die Mühe auf, den nackten Gedanken erst aus der Hülse von Antithesen, Gleichnissen, paradoxen Beziehungen, in die er versteckt wurde, herauszuschälen. Seine Vorbilder: Herder, Hamann, Sterne, Rousseau haben zur Ausbildung dieser Manier viel beigetragen. Das macht den Gelehrten vom Fach, der vor allem nach Klarheit verlangt, ungeduldig und ärgerlich, und hat viel dazu beigetragen, daß die Zunftwissenschaft den philosophischen, theologischen, pädagogischen Gehalt seiner Schöpfungen lange mißachtete, ja ignorierte. Seinen poetischen Werken kam wieder die Beimischung des doktrinären Gehalts zum Nachteil, und wo man, wie bei Spielhagen und Mauerhof, in der Reinerhaltung von allen prosaischen und stofflichen Tendenzen das Grundgesetz des Romans sieht, kommt natürlich unser Dichter schlecht weg. Es dürfte aber doch an der Zeit sein, zu betonen, daß solche extreme Forderungen nicht am Platze sind; es heißt den Roman und die Poesie überhaupt ihrer edelsten und tiefgehendsten Wirkungen berauben, wenn dem Einströmen des rationellen Elements zu enge Schranken gesetzt werden, wenn die dürftige Fabel und magere Charakteristik das einzig Wertvolle sein sollen. Man nehme aus Wilhem Meister die Erörterungen über Drama und Kunst, aus dem Julius

Cäsar die politischen Reden, aus dem Hamlet die philosophischen Reflexionen und aus allen Dichtern die Sentenzen, so gewinnt die Kunst sicherlich nichts dabei, verliert aber sehr viel. Es ist übrigens klar ersichtlich, daß Jean Paul jener Unart, wenn man es so nennen will, des Einstreuens philosophischer Materien in die Erzählung, nicht in allen seinen Romanen unterliegt, daß die späteren Werke (Siebenkäs, Flegeljahre, Fibels Leben, Katzenbergers Badereise, Komet) hierin einen Fortschritt gegen die Unsichtbare Loge, den Hesperus, den Titan aufweisen, daß Jean Paul also bemüht war, sich zu verbessern und dem Hang nach Abschweifungen Zügel aufzulegen resp. die Absprünge vom eigentlichen Werk wenigstens gesondert in einem Anhang, einer „Auswahl verbesserter Werkchen", „Enklave" und dergl. nachzubringen, statt sie in den Text zu verflechten und die Handlung unnötig aufzuhalten. Gedankenschwer und inhaltreich bleibt natürlich Jean Paul stets, er ist keine leichte Lektüre und eignet sich nicht für solche, die ihre Lieblingslektüre nach dem Mindestmaß von Mitarbeit taxieren, die dem Leser auferlegt wird; dafür ist Jean Paul ein Autor, der wie kein anderer anregend und weckend auf die eigene Geisteskraft wirkt; er bietet in Keimen Beete von Ideenwäldern, die erst im Geist des Kundigen zu Riesenbäumen aufwachsen; Jean Paul will oft gelesen sein, bis man den ganzen reichen Inhalt erfaßt, bis man alles erschöpft, was er in feinen Andeutungen und Beziehungen, über die der oberflächliche Leser hinwegschlüpft, zu erkennen gibt; oft bietet uns ein einziges Gleichnis, eine Parallele, eine Anspielung einen Ausblick in eine Welt von Ideen, in einen Abgrund von Gemütstiefe — man darf freilich die Mühe des Mit- und Nachdenkens nicht scheuen und muß auch bewandert genug sein, um das gelehrte Beiwerk, das Jean Paul aus seiner immensen Belesenheit in seine Schriften mitbringt, nicht lästig zu finden. Jean Paul schrieb für denkende Leser und ließ daher den Vorwurf der Schwerverständlichkeit und Undeutlichkeit nie gelten. In der Vorrede zum Siebenkäs spottet er, es wäre ihm

selber lieb, wenn er so deutliche Werke schreiben könnte, daß man sie halb im Schlafe lesen könnte und er sie darin machen, und in den Einfällen des Nachlasses (gedr. bei Reimer 62, 175) findet sich der Satz: „Wie mühsam wäre es, Schriftsteller zu sein, wenn der Leser alle eigene Anstrengung von sich ablehnen wollte, wenn man ihm jeden Gedanken im Mittagssonnenglanz zeigen müßte, wenn man jedes Samenkörnchen so säen müßte, daß das Wurzelkeimchen nach der Erde und das Stengelkeimchen nach dem Himmel sähe!“ Bei Förster 4, 150 steht der analoge Gedanke: „Hätte ich jeden Keim allein ausblühen lassen, so hätte man die Mannigfaltigkeit gelobt; ich wollte im Samenkorn den Baum zeigen, seine Zweige, Wurzeln, Blüten, Blätter.“ Darum ist Jean Paul aber auch ein immerwährender, stets frischer Genuß und ich gestehe gern, daß ich jedes anderen Autors — Sheakespeare und Goethe nicht ausgenommen — durch häufige Lektüre überdrüssig werden kann, nie aber Jean Pauls, obwohl ich keinen so oft lese; immer wieder gibt er mir neue Perspektiven; die früheren Schönheiten treten immer klarer hervor und neue kommen hinzu. War es erst der objektive Gehalt der Ideen und Geschichten, so später die psychologische Zeichnung der Situationen und Charaktere, die fesselte und zum Nachdenken reizte, auf höherer Stufe auch der Zusammenhalt mit seinem Leben, das ja wie bei keinem andern in seine Dichtung verwoben ist, was das Interesse weckte und alles von ganz neuem Gesichtspunkt erscheinen ließ. Wo immer man Jean Paul betrachten mag, ob von seinem psychologischen Tiefblick in Natur und Welt, von dem sittlichen Adel seiner Schöpfungen, von der geradezu phänomenalen Gabe der Versinnlichung und Metaphorik, oder der sprachlichen Kraft seiner Prosa, der Kühnheit seiner Wortbildungen und seines Periodenbaus — immer ist Jean Paul einzig, originell und genial; es gibt keinen, den man an jedem Satz, wenn man seine Art einmal kennt, so getreu erraten kann, der aller Schablone, allem Dutzendstil so feind war, der sein Gepräge jedem Billet, jedem Satz so unverkennbar aufgeprägt hat.

Ein zweites allgemeines Merkmal neben dem philosophischen Bodengehalt bildet in seinen Dichtwerken das starke Hervortreten der Subjektivität. Darin einen bloßen Mangel sehen, finde ich sehr einseitig; die schönsten Beziehungen und Redefiguren, namentlich humoristischer Art, gehen aus dieser Schreibweise hervor und, mag das Einmischen der eigenen Person auch die strenge Kunstform des Romans verletzen, unleugbar verleiht diese Manier der Erzählung auch wieder einen ungemeinen Reiz der Lebendigkeit, Frische, Unmittelbarkeit, mit der der Dichter an uns herantritt. Auch ein Zug von Modernität liegt darin, wie ihn der durch und durch antiklassische Jean Paul überhaupt nach jeder Seite hin ausgeprägt besitzt, ein Zug, der allerdings zu den nach antiker Schablone zugeschnittenen Kunstgesetzen unserer Theoretiker nicht recht paßt. Wenn aber Geist, Individualität und Kraft in letzter Instanz über den Rang am Parnaß entscheiden, dann wird man Jean Paul einen der obersten Plätze, sei es nun wegen oder trotz seiner Eigenart, nicht streitig machen können.

Kein Romanschreiber hat seine eigene Person so sehr in seine Schriften einverwebt als Jean Paul. Schon in der Einkleidung seiner Erzählungen läßt er sich gern als den Vermittler der im Roman angeblich gebotenen thatsächlichen Geschichte erscheinen — im Hesperus kommen ihm auf etwas mysteriöse Weise successiv die einzelnen Kapitel zu — oder er wird als offizieller Biograph wie in den Flegeljahren gedungen, was alles zu ergötzlichen Zwischenspielen und launenhaften Abschweifungen Stoff bietet (seltsamer Weise trägt auch der alte van der Kabel nach Klausel 5 ursprünglich den Namen Friedrich Richter); aber selbst wo dies nicht der Fall ist, wo die Geschichte objektiv verläuft, tritt er doch jeden Augenblick hinter den Koulissen hervor; er kennt die Charaktere des Romans persönlich, schildert seine Erlebnisse mit ihnen, gibt seine Urteile ab, gibt Vermutungen über den Weiterverlauf der Sache; auch befreundete Personen werden apostrophiert, besonders Otto; Zeitgenossen,

Bücher werden mit den Ereignissen in Verbindung gebracht; mitunter tritt er gar in die Reihe der agierenden Romanfiguren ein, so im Hesperus, wo er die Rolle des „Monsieur" genannten unebenbürtigen Fürstensohns übernimmt, und im Kometen, wo auf einmal unvermutet der Kandidat Richter aus Hof erscheint, um sich dem Helden als Reisebegleiter anzubieten. Auch die Briefform, die er als Einkleidung ganzer Erzählungen und Abhandlungen gerne wählt, dient diesem Bedürfnis nach persönlichem Hervortreten. Das Seltsamste ist wohl, wenn er sich in der Vorrede zum 2. Teil des Siebenkäs „vom Verfasser des Hesperus" wie von einer fremden Person, die freilich „von Kindheit an ihm befreundet sei, ja eigentlich eine Seele mit ihm habe", ein Lob über das gegenwärtige Werk ausstellen und sein nächstes, den Titan, ankündigen läßt, oder, wenn er wie in der „Loge" die Erzählung plötzlich unterbricht und vom 38.—40. Kapitel eine lange Geschichte seiner Erkrankung einmischt, die ihm die Vollendung des Werks unmöglich zu machen drohe. Die vielen Anreden an den Leser, ja selbst an den Korrektor (wie Flegeljahre 379), Hiebe auf die Rezensenten, Reflexionen über seine eigene Arbeit (z. B. die humoristische Art, wie er Hesperus 141 eine besonders pathetische Scene ankündigt und bekannt gibt, daß er, um die rechte Stimmung zu finden, zuvor die betrübtesten ernsten Werke wie Youngs Nachtgedanken durchgelesen und Homes sowie Beatties Beobachtungen über die Quellen des Komischen vor sich hingelegt, um zu wissen, welchen komischen Quellen er auszuweichen habe), die Einmischung seiner persönlichen Verhältnisse und Liebhabereien sind bekannt; (sogar seine Wohnung in Koburg gibt er in den Flegeljahren S. 296 an, bald darauf S. 349 seinen Umzug von Koburg nach Bayreuth; die 50 Thaler, die Leibgeber an Siebenkäs von Bayreuth aus schickte, sind nach Spazier 3, 219 genau das Honorar, das Jean Paul vom Bayreuther Verleger für die zweite Hälfte des Fixlein damals bezog; die Begegnung mit Hartknoch ist in den Flegeljahren 378 wortgetreu berichtet; selbst Jean Pauls Pudel Alert

muß bei dem Zusammentreffen mit dem alten Fibel, S. 150, dabei sein). Eigenartig ist auch, daß die Geschichten seiner Romane stets in der unmittelbaren Gegenwart spielen; oft wird auf eben geschehene Zeitereignisse angespielt (Fixlein kauft den vorigen Jahrgang des Hamburger politischen Journals und hat dadurch das Glück, noch in den Siegen der Alliierten schwelgen zu können, während die Abonnenten schon die Niederlage von Valmy kannten), selbst unbedeutende Einzelthatsachen werden in den Roman verflochten (so erinnert Jean Paul im Siebenkäs an den stechend kalten Wind im November des Vorjahres); manchmal begegnet es dem Dichter, daß er selbst etwas vergißt, was er schon früher berichtet hat (Hesperus 110 spricht er von Zeusel als von einer ganz unbekannten Person, und ärgert sich sogar über die Leute, die ganz unvermutet in sein Werk „wie in eine Passagierstube" springen, und doch hat er schon S. 23 Zeusel mit Charakter und Stand eingeführt).

Schlimmer ist der Mangel an Ordnung und Symmetrie, die ungleichmäßige Ausführung seiner Fabeln und Themate. Manche Partien und Charaktere sind reich nach allen Zügen und mit dem Aufwand einer bis ins Mikroskopische gehenden Phantasie ausgeführt, andere werden flüchtig und summarisch abgethan, manche Gestalten huschen an uns wie in einer Zauberlaterne vorüber; die Kleinmalerei namentlich der idyllischen Motive, wo mit wahren „Schmetterlingsaugen" eine Scene bis in ihre Infinitesimalteilchen zerlegt und mit allem Stimmungswert, den sie für ein phantasiereiches Herz birgt, bekleidet wird, kontrastiert auffallend mit der Leichtigkeit, mit der andere, für Jean Paul nicht so lohnende Begebenheiten, namentlich rein historische Vorgänge, berichtet werden (cf. z. B. die seltsam kurze Art, wie Jean Paul Titan 479 oder Flegeljahre 152 stattgehabte Unterredungen schildert) und erinnert an den oben erwähnten Widerwillen des Dichters gegen einfach Geschichtliches. Dadurch wird aber der Zusammenhang oft

undeutlich, der Nerv der Erzählung wird von breit ausgeführten Details überwuchert, die Wendepunkte und entscheidenden Vorfälle treten nicht in ihrer Wichtigkeit, die sie für die Fabel haben, hervor (so wird die Aktion Matthieus im Hesperus und seine Intention bei der Entzweiung der Freunde nicht klar), und es fehlt so dem Roman vielfach Rückgrat und Symmetrie, sowie ruhige Fortentwicklung. Was die Ordnung betrifft, so sagt er in seinen „Bemerkungen über uns närrische Menschen" (Reimer 62, 1): „Ordnung, unverwandtes Augenmerk auf das vorgesetzte Ziel ist meine Sache nicht; ich springe lieber als ich gehe, obwohl jenes mehr als dieses den Leser ermüdet. Wer sollte daher nicht wie Montaigne oder Sterne schreiben zu dürfen wünschen?" Hier sehen wir gleich den unheilvollen Einfluß seiner Vorbilder, namentlich des englischen Humoristen, den er dort S. 63 „ungenießbar" nennt, (gleichwie er in der „Loge" S. 73 vom „humoristischen Wahnsinn" Sternes spricht), sowie die psychologische Quelle dieser Manier, nämlich den Witz. „Witz ist allemal unstät; er bleibt nie auf einer Fährte . . . weil er nach Ähnlichkeiten hascht, weil er, gleichgültig gegen die wahren Verhältnisse der Dinge, bloß scheinbaren nachläuft und sich durch die Verfolgung seines Fangs in alle krummen Umgänge desselben verirrt." (Heines drastisches Bild, daß die „Witzflöhe" bei Jean Paul nach allen Seiten auseinanderspringen, kann man hier herbeiziehen). „Weh dem Autor", sagt er, R. 62, 67, in richtiger Selbsterkenntnis, „der, wenn er einen Gedanken sucht, nicht jede Minute zehn abweist!" Aber der Verlockung zu Abschweifungen, „dem Sonnenschein, der Seele der Lektüre", wie sie Sterne nennt, konnte auch er selten widerstehen. „Der Gedankenarme", entschuldigt er sich, „kann freilich sein armseliges Bischen Gedanken leicht ordnen und in Reih' und Glied stellen; aber dem Genie mit seiner überstürzenden Gedankenwelt gelingt dies nicht so leicht." Einer sorgfältigen regelrechten Gestaltung wirkte auch die Unlust Jean Pauls zu einer späteren Redaktion seiner Arbeiten entgegen; Jean Paul arbeitete rasch und ging

lieber an ein neues Werk, als daß er ein älteres besserte (den Hesperus ließ er in den zwei von ihm veranstalteten Neuauflagen ohne besondere Änderung; wenn er, wie in der zweiten Vorrede zum Siebenkäs, von den Bereicherungen und Verbesserungen der Neuauflage spricht, so betrifft dies unwesentliche Dinge). „Darf man", sagt er im Erziehungsallerlei 1811 (R. 63, 125), „ein junges Werk neun Jahre auf dem Faß liegen und die in dieser Zeit Sterbenden verdursten lassen, bloß um die Relikten mit Dessertwein zu bewirten? Und will einer zum Überfluß feilen, gewinnt er nicht nach der ersten Auflage dazu Zeit genug? Wozu gäbe es zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflagen, wenn schon die erste eine ist?" Es ist hier im Auge zu behalten, daß dem Dichter die wissenschaftlichen Themate viel mehr Arbeit machten als die rein poetischen; bei jenen kam öftere Umarbeit vor, so bei der Vorschule, die Jean Paul nach eigenem Bericht „fünfmal geschrieben, hundertmal gedacht" hat, ja selbst kleine philosophische Aufsätze, z. B. den über die uneigennützige Liebe, hat er wiederholt umgearbeitet.

Dem Dichter war keine Forderung der Epik unerreichbar, weder Großartigkeit der Anlage und Grundidee, noch Feinheit der Ausführung, weder Originalität der Fabel, noch Reichtum und psychologische Tiefe der Charaktere, auch nicht plastisch-anschauliche Darstellung, wo der Gegenstand nicht seine Erfahrung überstieg — nur findet sich selten alles vereinigt; am besten noch in den kleineren idyllenartigen Geschichten: im Wuz, Fixlein, Fibel. Die Zentralideen des Hesperus, des Titan sind erhabener, gigantischer Art; mit Fug wird man letzteres Werk mit dem Parsifal, dem Faust zusammennennen müssen; und selbst wo eine so große Anlage nicht zu erkennen ist, werden doch — und handelte es sich um das Kleinleben eines Schulmanns, eines Armenadvokaten, ja eines Bergmannsgesellen – alle Höhen und Tiefen des Menschenherzens bestrichen, der Empfindungsgehalt des unscheinbarsten Gegenstandes und Begebnisses in einem vor Jean Paul nicht geahnten Reichtum entwickelt und nach allen Be-

ziehungen zum Leben, zu den Idealen der Menschheit, zu den überirdischen Zielen dargelegt. Wie gelungen sind ferner die Charaktere aus dem Anschauungsbereich des Dichters, die Schulmeister und Pfarrer[1]), die Bauern, die Kleinbürger mit ihren liebenswürdigen, aber komischen Zügen, der Bauernschulze und Gerichtsmann („so hör' ich mich lieber nennen") Harnisch, der Schlächter und Regimentsquartiermeister (letzteres nicht zu vergessen!) Steinberger, auch die biderben Forstleute und Soldaten (Rittmeister Falkenberg, der Waldmeister im Fibel), die Bettler, Gesellen, Juden! Nur die Hofleute der ersten Romane, die mit Rousseauschem tendenziösen Haß gezeichnet oder verzeichnet sind, die Fürsten, die Ausländer (wie der Grieche Dian im Titan), die hyperidealen Charaktere Emmanuel, Ottomar, Liane, Natalie sind verunglückt. Jünglinge gelingen Jean Paul besser als Mädchen, die als Heldinnen zu leicht verschwommene Engelsfiguren werden (Beata, Klotilde); doch heben sich Lenette und Linda vorteilhaft gegen ihre Vorgängerinnen ab, leicht erratbare Vorbilder gaben hier dem Griffel Jean Pauls sichere Anhaltspunkte; unter den Mannesfiguren ragen Siebenkäs, Leibgeber, der prächtige Theutobach, der eckige Katzenberger hervor.

2. Der Cynismus in der Dichtung Jean Pauls.

In der Vorrede zur zweiten Auflage der „Grönländischen Prozesse" entschuldigt sich Jean Paul, daß ihm aus der Lektüre der englischen Satiriker eine Derbheit des Ausdrucks geblieben sei und daß in seinen ersten Schriften statt Liebe und Verehrung Sarkasmus gegen das weibliche Geschlecht wehe. „Und so etwas schrieb ein Neunzehnjähriger? Einer, der in solcher Blütenzeit vielmehr Herz und Auge ganz voll haben sollte von trunkner Liebe für alle? der als zarter Jüngling vor Delikatesse kaum

[1]) Es zeugt für die Jean Paulsche Feinfühligkeit, daß die Pfarrer der Jean Paulschen Idyllen stets orthodox sind, keine Pfarrer von Grünau, obwohl doch Jean Paul selbst Rationalist war und deshalb dem geistlichen Stand entsagt hatte.

den Mut haben dürfte, eine stark zu lobpreisen, weil man nach dem Aberglauben durch das Zeichen mit Fingern nach den Sternen die Engel beleidigt, geschweige alle auszulachen?" Es bedarf nicht vieler Worte, zu zeigen, daß dieser Cynismus des Ausdrucks mit Frivolität nicht das Mindeste gemein habe. Jean Paul weist darauf hin, daß Pope und Swift trotz des häufigen Gebrauchs des Wortes whore, Hure, ähnlich wie Sheakespeare, bei dem es auch nicht selten ist, keusche Naturen waren, daß nicht Lust an Gemeinheit, sondern die edle Tendenz ihrer Dichtung, sogar sittliche Entrüstung ihnen starke Ausdrücke nahe gelegt habe. Dasselbe gilt für Jean Paul. „Ungeachtet meine Materie," sagt er schon in den „Grönländischen Prozessen" (143) „mir die glücklichste Gelegenheit gibt, die Röte der deutschen Schamhaftigkeit durch Zweideutigkeit zu prüfen, so will ich doch der Sittlichkeit den Vorzug vor der Mode lassen und ungeachtet ich für schöne Augen schreibe, will ich doch die keuschen Ohren schonen." Nie sucht er eine lascive Wirkung; wo er heikle Scenen malt, sind sie mit Zurückhaltung und „mit wunderbarem Takt", den schon Otto anstaunte, gemalt; auch hat der sentimentale Schwung und die lyrische Trunkenheit seiner Phantasien nichts mit dem feinen Gift der Wielandschen und Thümmelschen Erotik zu schaffen; diese Schwärmerei ist ein künstlerischer, aber nicht sittlicher Mangel und ungerecht ist der Vorwurf, den schon Arndt in den „Briefen an Freunde" (Altona 1810, S. 150) gegen ihn schleuderte: er sei ein Verweichlicher, ein Nervenausschneider menschlicher Kraft, ein Verführer und Vergifter, durch welchen alles Gestaltvolle und Männliche untergehen müsse, was ihm fast wörtlich Roquette (Literaturgesch. 2, 459 ff) und Treitschke (Deutsche Gesch. im 19. Jahrh., S. 203) nachgeredet haben; cf. die saftige Antwort auf dieses „freche Urteil" bei Jean Paul, Leben Fibels S. 123, Note. Mit Recht sagt Vischer, indem er Jean Paul nachdrucksvoll von Sterne, seinem Vorbild in vieler Hinsicht, unterscheidet: „Er ist keusch; schamhaft meidet er jede komische Wirkung, die er durch halb lüftendes pikantes

Hinzeigen auf das Geschlechtliche erzielen könnte. Er verwendet das Lüsterne nur objektiv, wo er es nämlich bedarf, um eine Verführungsscene und ihre Gefahr für seine Jünglinge zu schildern und den stärkeren Obscönismus nur da, wo das Bild ausgemergelter Wüstlinge oder falscher Schamhaftigkeit derben Pinselstrich fordert, wenn nicht alles stumpf, matt, seicht, salzlos verlaufen soll". (V. Mode und Cynismus, S. 137.) Man beachte nur, was Jean Paul selbst in diesem Punkt in seiner Vorschule bei der vierten Kautel des Herzens (S. 433 ff.) den Dichtern ans Herz gelegt hat. Der Cynismus Jean Pauls ist nicht der subtile, „natterhafte der Franzosen, der schwarze Laster zu glänzenden Sünden ausmalt", nicht einmal der rohe, volksmäßige eines Aristophanes, Rabelais, Fischart, der „weniger gegen die Sitte, als gegen den Geschmack unserer Zeit sündigt", sondern der Cynismus des Witzes und Humors, der „nur in der reinlichsten Ferne" den satirischen Vorbildern folge und sich wenig oder nichts erlaube. (Vorrede zu Dr. Katzenbergers Badereise.) Verschieden von diesem sei die Zweideutigkeit, „diese Steißgeburt des Witzes", der „Schnepfendreck für feineren Geschmack"; ja Jean Paul äußert in einem allerdings derben Cynismus, die Zoten sollten eigentlich einen anderen Ausgang haben als den Mund. (Aus dem Nachlaß.) Wenn Dr. Katzenberger Spinnen und Gartenkanker als Leckerbissen ißt und den Gästen an der Kurtafel den Appetit mit physiologischen Belehrungen verdirbt (Ärzte macht Jean Paul gern zu Vertretern des derben Cynismus, z. B. auch Fenk und Spher), so berührt das die Frage über den Gebrauch des Ekelhaften in der Kunst und hat mit der Moral gar nichts zu schaffen; was aber den geschlechtlichen Cynismus betrifft, so kommt bei Jean Paul nur der Gebrauch obscöner Wörter und die Nennung gewisser verpönter Körperteile in Betracht. Hier ist allerdings Jean Paul ziemlich frei. „Warum soll ich nicht vom Hintern reden, da die Künstler ihn sogar an weiblichen Statuen nicht verdecken?" frägt er in seinem Tagebuch. Schon 1785 schrieb er eine

Humoreske „Von dem unglaublichen Schaden, den ich mir thäte, wenn ich heftig hinter den culs de Paris her sein wollte, um sie zu stäuben“ (Reimer 64, 120—129), wo er sich über diese Mode witzig, aber nicht im mindesten anstößig ausläßt. Unerschöpflich ist der Dichter in Metaphern über dieses unglückliche Modestück der Damen, den geschickten Assessor und Adjunktus des natürlichen H—, den Vorgrund und das Vorgebirge, die Nebensonne um die wirkliche, die Verstärkung des Hintertreffens, womit uns die Damen besiegen wollen, das Suffixum und die Penultima der ganzen Dame, oft auch nur der curator absentis und substitutus cum spe succedendi. Anderswo bemerkt er, es sei gut, daß man jetzt dies Unterscheidungszeichen des Menschen vom Affen recht deutlich ausgeprägt sehe; denn früher habe er eine Dame oft nicht vom Affen unterscheiden können, nun hätte er einen glücklichen Anhaltspunkt und könne es beim ersten Blick. Es ist überhaupt bemerkenswert, daß der obscöne Körperteil bei Jean Paul oft genannt wird und dabei alle möglichen üblichen Benennungen trägt bis zur schlimmsten und volkstümlichsten. Als Walt errötet, wie Vult ein bekanntes Leder, das zum Berghabit gehört, ganz ungeniert nennt, spricht Vult lächelnd zu Flitte: „Er kann nämlich das allgemein übliche gut deutsche Wort A— nicht leiden“. Auch dem Sarkasmus gegen die alten Feinde Jean Pauls, die Rezensenten, muß dieser cynische Witz dienen, die er mit einem bissigen Hund vergleicht, der einzig für Freund und Feind, aber weder für die feinsten Blumengerüche noch widrigsten Gestänke Witterung und Gefühl habe. Diesen Hund nennt Jean Paul in der Vorschule S. 162 mit dem lateinischen Worte Ars, wodurch er seine pseudo-ästhethische Bedeutung, wohl aber auch ausdrücken will, daß die darunter Verstandenen nur Wind, und zwar Wind schlimmster Art machen. Beispiele fernerer unschuldiger Cynismen sind die Stellen: „Ich hoffe, daß Ew. Gnaden noch im Hundsfottgäßchen wohnen und bin ꝛc.“ (Biographische Belustig., Satirisch. Appendix, S. 102), „Zeig' ich mich öffentlich, so steh' ich vor der Welt wie ein

ganzer, vom Kopf bis zum Fuß langer Poder da"; so sagt der Apotheker Marggraf, als ihm das Diamantmachen das erste Mal mißlungen (Komet 180); die Dissertation eines Freundes Worbles handelt natürlich „de flatibus" (186); der Gerichtshalter Öhrmann mahnt seine Tochter, sie solle ihn an die ausständigen Hurengebühren der Stenzin erinnern (Siebenkäs S. 21); Dult ersteigert einen Nachttopf aus Silber und trägt ihn öffentlich durch alle Gassen heim (Flegelj. S. 33); dieser Spaß gefällt Jean Paul so gut, daß er ihn in demselben Roman noch einmal anbringt: S. 313 berichtet er von einer Dame, die aus ihrem verbrannten Palast nichts gerettet als was sie zur Erinnerung ewig aufbewahrte: einen Nachttopf aus feinstem Porzellan. Die hinten anzulegende flûte traversière Dults (S. 414) gehört meiner Ansicht nach nicht hierher; ich verstehe das: am Hinterkopf statt vorn am Mund. Komisch ist es, wenn der eitle Poet Nieß selten auf einem gewissen „einsitzigen Ort sitzt, ohne zu bedenken, welches Eden vielleicht mancher mit ihm in demselben Gasthof übernachtenden Jünglingsseele zuzuwenden wäre, wenn sie sich darauf setzte und erführe, wer früher dagewesen." In Fibels Leben führt Jean Paul an, daß die Jesuiten den Nachtstuhl Philipps II. nach diplomatischen Papieren durchsucht, und auch er findet in ähnlicher Weise Fragmente aus Fibels Biographie, die er zu „Abtrittskapitel" verbindet. Die „Schutzschrift für Bordelle" in den Vermischten Schriften S. 435 ist ihrem Gegenstand entsprechend mit Cynismen scharf gepfeffert, aber keineswegs lasciv, sondern mit feinster Ironie durchgeführt. Das Schlimmste, was ich bei Jean Paul gefunden habe, ist eine Stelle in der Auswahl aus des Teufels Papieren S. 31. Von einem Ofen in Gestalt eines nackten Ganymed sagt der Dichter: „Das ist der einzige Ofen in der Welt, der erwärmt, wenn man ihn nur ansieht, und Beinkleider, es sei am Ofen oder am Anseher, sind der einzige Ofenschirm". Das ist nun nicht so arg; gleich aber kommt ein schlimmerer Cynismus, wenn ich ihn recht verstehe; er lautet: „Ich fragte

den Magnetiseur: da Eisenstäbe in lotrechter Richtung anziehend und magnetisch würden und in wagrechter die Kraft wieder verlören, bei welcher Person es umgekehrt wäre?" Diese Person ist nach dem Vorausgehenden die Geliebte des Magnetiseurs.

3. Titel, Vorreden und Kapitel der Dichtungen Jean Pauls.

Der Titel ist nach Jean Paul (Grönl. Proz. 133) der Kopf, die Krone, die Physiognomie des Buchs; der Witz auf dem ersten Blatt ist ein Blendlaternchen, womit der Diogenes Menschen oder Käufer sucht; Autoren drängen daher gern ihr stärkstes Licht auf dem Titelblatt zusammen, gleichsam als surinamische Laternträger, welche bloß mit dem Kopf leuchten, indes andere Leuchtkäfer mit dem ganzen Leibe schimmern. Darum sei der Titel oft nur ein Lorberkranz auf einer Cäsarglatze. „Was Wunder, wenn daher ein Autor alle seine Talente zur Ausschmückung des Blattes vereinigt und oft ein Buch nur als Anhängsel zum Titel schreibt." Was die Titel der Jean Paulschen Werke betrifft, so stehen sie nicht immer in einem inneren Zusammenhang mit dem Buch, sind vielmehr oft nur in obigem Sinn als glänzende Vignette zur Spannung der Aufmerksamkeit, „weniger der Angemessenheit als der Schönheit wegen", wie Jean Panl von dem Motto der Grönl. Proz. sagt, gewählt. So: die „Grönländischen Prozesse", die „Unsichtbare Loge", der „Komet", der „Hesperus". Manchmal hat Jean Paul ein ganzes Arsenal von romantischen und seltsamen Titeln bereit und läßt Otto unter ihnen auswählen. Als solche Titel für die Unsichtbare Loge schlägt er 12. Juli 1792 Otto zur Auswahl vor: Marggrafenpulver[1]) — Biographie von Jean Paul — hohe Oper — Äolsharfe — Urnen — Mumien — Mikrokosmus — Orion — Sirius — Abendstern — Sternbilder — (was sonst noch am Himmel ist) — Galgenpater — die unsichtbare Loge — die grüne Nachtleiche ohne den neunten

[1]) Ein Abführungsmittel, von Jean Paul im Brief an Örthel 5. November 1785 erwähnt (s. Reimer, 62, 321).

Nußknacker (!). Die drei letzten hielt Jean Paul für die zugkräftigsten. „Bei diesen Titeln", fügt er bei, „denke ich im Grunde gar nichts, wiewohl mir, bis ich die Vorrede setze, noch gut einfallen kann, was ich dabei denke. Ich werde in der Vorrede sagen: ich schämte mich halb, daß ich genötigt wäre, durch eine Titelsonderbarkeit, die durchaus nicht zu umgehen war, den Autoren ähnlich zu sehen, die bloß der Käufer und des Verkäufers (Verlegers) wegen bunte Titel über ihre Werke klebten. Da mir aber daran gelegen wäre, die wenigen Naturforscher, die diesen Titel recht gut verstünden, auf mich aufmerksam zu machen, so möchten die Rezensenten, so wie ich mir, diese kleine Mauer- [Maçon]schürze verstatten. Eben diese wenigen Naturforscher werden ohne mich einsehen, was ich in der Biographie selber haben will, welches die rechten Namen sind und auf welch unerwarteten Schlag im nächsten Säkul — aber die Schwefeleidechse (Goldschlange) wird doch dem roten Leib entschlüpfen — durch dies Buch soll vorbereitet werden. Dem größeren Teil der Leser sage ich, daß sie durch die höheren Beziehungen, die sich in dem Roman verstecken, nichts verlieren, und daß es für sie soviel ist, als wenn er wirklich gar keine hätte. Ich ziehe zum Beweis Homers Odyssee oder die Aeneis, Virgils Eklogen, Dantes Hölle u. s. w. herbei, die alle durch den mystischen, allegorischen, politischen Kern beim ungelehrten Leser nichts verlieren, den der Gelehrte riecht und frißt". Es war also auf eine Mystifikation des Publikums angelegt, die wieder Jean Paul nötigte, durch eine weitere Mystifikation das Publikum von Auflage zu Auflage auf eine Fortsetzung zu vertrösten, die nie geplant war und dem völlig abgeschlossenen Charakter des Buchs ganz entgegen wäre. In der zweiten Auflage sagt Jean Paul: „Es ist eigentlich ziemlich spät, daß ich erst nach 28 Jahren sage, was die beiden Titel des Buchs sagen wollen. Der eine, „Unsichtbare Loge", soll etwas aussprechen, was sich auf eine verborgene Gesellschaft bezieht, die aber freilich so lange im Verborgenen bleibt, bis ich den dritten oder Schlußband an den

Tag oder in die Welt bringe. Noch deutlicher läßt sich der zweite Titel, „Mumien“, erklären, der mehr auf meine Stimmung, sowie jener mehr auf die Geschichte hindeutet“. Dann gibt Jean Paul allegorische nichtssagende Interpretationen. — Ähnlichen Ursprung hat der Titel des zweiten Romans „Hesperus“, der schon als „Abendstern“ in den obigen Titeln inbegriffen erscheint. Der Nebentitel „Hundsposttage“ fußt auf der barocken Art, wie Jean Paul die Materialien der Geschichte sich zugeführt meldet. Die frappante Überschrift des dritten unvollendeten Romans „Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin“ ist eigentlich wörtlich zu verstehen: der Autor fingiert nämlich, die Geschichte im Kopf des Riesen-Standbildes Europa geschrieben zu haben; dabei läuft meiner Ansicht, obwohl der Dichter das nicht anführt, eine allegorische Beziehung mit ein, indem eben Deutschland, der Sitz des Autors, der Kopf Europas genannt werden kann. Der Titel des folgenden Romans „Blumen-, Frucht- und Dornstücke — oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs“ ist nicht minder kurios; der Tod fällt nämlich vor der Hochzeit (als Scheintod). In der Vorrede spricht er sich darüber und über die „Hundsposttage“ gegen den Kaufmann Öhrmann folgendermaßen aus: „Ich hab' es allein zu verantworten, wenn sie gar nicht sagen können, was das erste Opus ist, wenn sie es für ein Wappen- oder Insektenwerk ansehen — oder für ein Idiotikon — oder für einen alten Kodex — oder für ein Lexicon homericum — oder für einen Bündel Inauguraldisputationen — oder für einen allzeit fertigen Comtoiristen — oder für Heldengedichte und Epose — oder für Mordpredigten ... Es ist aber nichts als eine gute Geschichte, durchwirkt jedoch mit obigen Werken schichtweise“. Dadurch zeigt der Dichter in naivster Weise und mit komischester Wirkung auf die bunte Gelehrsamkeit hin, die in seinen Romanen verstreut ist. Anderswo (Teufelspapiere 86) spricht er von ihnen als von der „ersten künstlichen Wildnis von Gedanken in Deutschland“, die sie des

Namens „philosophischer Pandekten“ würdig mache, die wohl aus zweitausend Materien zusammengebracht sein mögen“. Auch der Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren“ ist offenbar auf den Effekt berechnet; die humoristische Vorrede von dem Juden Mendel, die ihre Auffindung erzählt, ist ein Meisterstück von Satire. Jean Paul stritt sich über diesen Titel zwei Jahre lang mit dem Verleger Beckmann in Gera herum, der den Teufel unbedingt weg haben wollte; er wünschte dafür „Auswahl aus Sir Luzifers Papieren“, nachdem Jean Paul den Titel: „Faustins philosophischer und kosmopolitischer Nachlaß“ entschieden zurückgewiesen hatte. Anfangs wollte Jean Paul das Buch „Scherze in Quart“ benennen und thatsächlich das Werk in Quart drucken! Die „Grönländischen Prozesse“ tragen endlich nur eine zufällige Beziehung zum Inhalt: die Grönländer sollen die Gewohnheit haben, bei Gelagen satyrische Stichgesänge aufeinander loszulassen, wobei der beste Wortheld einen Preis erhält. Die Idee hat Jean Paul aus Cranz, Historie von Grönland, S. 231, geschöpft; cf. Flögel, Geschichte der komischen Litteratur I, 320. Der nächste Roman „Titan“ ist eine von den wenigen Schöpfungen des Dichters, die gleich im Titel den großartigen Inhalt in prägnanter Kürze und voller schlagender Schärfe darlegen. Im Studienheft findet sich noch die Variante „das Genie“. Zu den „Flegeljahren“ gibt es wieder ein ganzes Heer von Titelentwürfen (in Wahrh. a. Jean Pauls Leben 6, 285 sehr fehlerhaft verzeichnet). „Der vernünftigste Titel“, meint Jean Paul an Otto, „wäre: Gottwalts lächerliche Begebenheiten und Meinungen“ (klingt an Nikolais „Leben und Meinungen des Herrn Sebaldus Nothanker“ und an Moritzens „Anton Reiser“ an) — „aber,“ meint Jean Paul, „es gibt bessere: der schwarze Spiegel, ein historischer Roman — Protokolle, zwölf Aktenstöcke — hängende Gärten, ein gelehrter historischer Roman — die Zwillinge — Schwefelpasten — Abgußsaal — Flegeljahre — Hirtenstücke und Mäusejahre — komische Geschichtskarten — Gottwald, ein komisch-historisches Schauspiel 1. Band

— das Buch der Seligen, 1. Aktenstock — Verwandlungen — Conduitenlisten — Taschenbuch in Oktav — der Paradiesvogel". Für jeden dieser Titel getraut sich Jean Paul im Werk „die vollständigste Beziehung" aufzutreiben. Die „Nachschule zur poetischen Vorschule" wollte Jean Paul nach einem Gespräch mit Funk (s. dessen „Erinnerungen aus Jean Pauls Leben") zuerst: „literarische Flüche, Wünsche und dergleichen" nennen. Für den letzten Roman, den „Kometen", finden sich im Nachlaß wieder viele Titelvarianten: Tausend und eine Narrheit — das Leben auf der Erde in allen Wechseln — Reise durch alle neun Kreise Deutschland" 2c. Die meisten Entwurfhefte führen die Überschrift: der große komische Roman. Anfangs trug er den Namen Happel. Zu den Titeln der übrigen Bücher ist nichts zu bemerken.

Der tiefere Grund, warum Jean Paul über den Titel seiner Romane so frei und willkürlich verfuhr und eigentlich nur ein lockendes Aushängschild für sie suchte, ist, daß sie die Höhen und Tiefen des Menschenlebens nach allen Richtungen durchstreifen und so im Wesen alle dasselbe schildern, das nämlich, was im Grunde jede große Dichtung sein soll: ein Gemälde aus der ewigen Geschichte des Herzens.

Gleicherweise war es ihm in den Vorreden selten um eine Auseinandersetzung über Veranlassung und Geschichte des Buchs zu thun, sondern um allerlei Allotria. Bald ist die Vorrede eine ganz selbständige Geschichte oder Satire, bald, wie in Siebenkäs, schildert sie ein Erlebnis des Dichters, bei dem das nachfolgende Werk vorgelesen wird, und dieses gilt demgemäß gleichsam als Fortsetzung der Vorrede, worauf dann konsequent eine „Nachrede" den weiteren Verlauf und Abschluß des anfänglichen Erlebnisses gibt. Auch als Ablagerungsort für beißende Bemerkungen, namentlich die Rezensenten betreffend, benützt Jean Paul gern den neutralen Boden des Proömiums; persönliche Beziehungen und Reflexionen reichster Art würzen den Inhalt. Nichts schrieb Jean Paul lieber als Vorreden;

die zur zweiten Auflage des Fixleins ist zwanzig Seiten lang und hat noch eine „Geschichte der Vorrede" voraus; selbst „Vorreden zur Vorrede" kommen vor, wie im „Klagelied der Männer", ebenso wie ein „Appendix des Appendix" im „Jubelsenior", desgleichen Schlußreden, die mit der Vorrede das Werk einkränzen, wie im Fixlein und schon in den Grönl. Proz.; auch die einzelnen Bändchen der Werke haben oft Vorreden, im Siebenkäs läßt sich der Autor noch überdies von dem „trefflichen Verfasser des Hesperus" eine Vorrede schreiben und unterschreibt sich dann als „Namensvetter" desselben. Dagegen hat gerade das größte Werk Jean Pauls keine Vorrede, sondern nur eine kurze Widmung, das im Rang und in der Länge nächststehende, die Flegeljahre, gar keine Einkleidung. Im Buch selbst taucht freilich Jean Paul als der geworbene Biograph des Helden auf und kommt über die Materialien und Schicksale des Buchs reichlich zum Wort.

In seinen „Einfällen" sagt Jean Paul einmal: „Eine Vorrede ist eine verlorene Schildwache", und in der Vorrede zum Jubelsenior: „Eine Vorrede soll nichts sein als ein längeres Titelblatt". Nach diesen Grundsätzen hat der Dichter nicht gehandelt oder, wenn man will, die darin bezeichnete Gefahr dadurch unschädlich gemacht, daß er die Vorreden aus verhüllten Vertheidigungsreden in selbständige Abhandlungen mit eigenem poetischen Wert verwandelt hat. Es gibt nichts Amüsanteres als die Vorreden Jean Pauls, nichts, wo er seinem Witz und seiner Laune toller und geistreicher die Zügel schießen ließe; man merkt ihm ordentlich das Vergnügen an, das er darüber empfindet, daß er aus dem „Raspelhaus und Sklavenschiff" des Buches, wo er notgedrungen Ordnung und Zusammenhang einhalten mußte, auf den „Spielplatz und das Lustlager" des Proömiums gelangt ist und nun „zwanzig akademische Freiheiten" für sich beanspruchen kann. „Zurück zur Sache! wollt ich jetzt sagen, und sah unbeschreiblich vergnügt, daß ich gar nicht von meiner Sache abkommen kann, ich mag mich verbreiten, worüber

ich will" (Jubelsenior, Appendix des Appendix). In der Vorrede zum zweiten Bändchen des Siebenkäs äußert er seine Verdrießlichkeit, daß er jeder Vorrede, die er schreibt, ein Buch anhängen müsse; er habe schon eine Reihe von Vorreden zu künftigen Werken ausgearbeitet und biete sie nebst dem eingeschalteten Lob Schriftstellern für ihre Werke zum Verkauf an; sonst sei er am Ende genötigt das Kabinet im ganzen loszuschlagen und ein Buch voll lauter präexistierender Vorreden — zu gedenklichen Werken herauszugeben.

Wenn demnach Riehl Lessings Vorreden als Muster ihrer Art preist, weil sie knapp gerade das Bedeutsame und Nötige enthielten, so sind Jean Pauls Vorreden meist das gerade Gegenteil. Es ist ja schon paradox, zu Romanen Vorreden zu geben. Nimmt man die Jean Paulschen Vorreden aber für das, als was sie gedacht sind, als eigene poetische Gemälde kleineren Umfangs oder als freie satirisch-humoristische Ergüsse, so kann man sie ebenfalls Muster ihrer Art heißen, ja sie zählen oft zu dem Besten, was der Dichter in diesem Genre geschaffen.

Wie Jean Paul überall die Schablone, das Einförmige haßt, und Eigenartiges, Originelles, ja Paradoxes vorzieht, so thut er es selbst in solchen Kleinigkeiten, wie in Kapitelbenennungen. Den Namen „Kapitel" vermeidet Jean Paul fast ängstlich. Er setzt dafür Sektor, Hundsposttag, Jobelperiode, offizieller Bericht 1, 2 2c., Zettelkasten, Nesselblätter, Station, Hirten- oder Zirkelbrief, Manipel u. dergl. In den Flegeljahren hat jedes Kapitel den Namen einer Nummer der mineralogischen Sammlung aus dem Nachlaß des Notars van der Kabel. Im Kometen kommt erst eine Reihe „Vorkapitel", die Jugendgeschichte des Helden betreffend, dann kommen die eigentlichen Kapitel, die wegen ihrer Länge in „Gänge" eingeteilt werden; ja Jean Paul hat nach dem Studienheft zur Fortsetzung geplant, die nachfolgenden Kapitel „Inseln" zu nennen: „Zuckerinsel, Elbainsel, Spitzbubeninsel" 2c., entsprechend der Reiseroute, die Marggraf auf seiner abenteuerlichen Ausfahrt wählt.

Näheres darüber siehe in meiner Bekanntgabe des ungedruckten Nachlasses „Euphorion" VI, 4. Die Selina zerfällt in planetarische Kapitel: Ceres, Juno, Pallas 2c. Selbst im Siebenkäs hießen die Kapitel bei der ersten Auflage Manipel, wie schon vorher die „biographischen Belustigungen" genannt werden sollten. Zum ersten Mal erscheint das Wort „Kapitel" im sechsten Brief an Viktor (unter den „Briefen und bevor. Lebenslauf"), eingeleitet mit der humoristischen Vorbemerkung: „Verfällt einmal ein Rezensent, der Dich um ein Rezept oder ein Abendbrot oder ein testimonium paupertatis oder um Hübners Lexikon anspricht, von ungefähr auf diese Materie und greift mich an, weil ich aus Affektation statt Kapitel stets Manipel, Sektores 2c. schreibe, so ziehe die Kapitel aus der Tasche und halte sie dem Kahlmäuser unter die Nase und sag' ihm ganz kurz: verdiente Männer muß man erst genauer kennen, bevor man sich an sie macht!"

4. Jean Pauls Romane im einzelnen.

Hier sollen nur des Dichters poetische Erzählungen kurz besprochen werden. Statt der Abstraktionen, Vergleichungen und Konjekturen in Gervinus-Nerrlichischer Manier sollen konkrete Daten und neue Aufschlüsse erfolgen.

A. Die unsichtbare Loge 1793.

Cicero sagt in seiner Schrift de natura deorum 2, 37, 95 nach einem Fragment des Aristoteles (Dialoge über Philosophie 3. Buch): „Man denke sich Menschen, von jeher unter der Erde wohnend, in guten und hellen Behausungen, die mit Bildsäulen und Gemälden geschmückt sind und mit allem wohl versehen, was glücklichen Leuten zu Gebote steht; sie sind nie zur Oberfläche der Erde hinaufgekommen, haben jedoch durch eine dunkle Sage vernommen, daß es eine Gottheit gebe und Götterkraft. Wenn nun diesen Menschen die Erde sich einmal öffnete, daß sie aus ihren verborgenen Wohnstätten zu den von uns bewohnten Regionen aufsteigen könnten, und sie nun hinausträten

und auf einmal die Erde und das Meer und den Himmel erblickten, die Wolkenmassen und der Winde Gewalt wahrnähmen, wenn sie dann zur Sonne auffähen, ihre Größe und Schönheit schauten und auch ihre Wirkung, daß sie es ist, welche den Tag macht, indem sie ihr Licht über den ganzen Himmel ergießt, — wenn sie dann, nachdem Nacht die Erde beschattet hat, den ganzen Himmel mit Sternen besät und geschmückt sähen und wenn sie das wechselnde Mondlicht in seinem Wachsen und Verschwinden, den Auf- und Untergang all dieser Himmelskörper und ihren starren, unveränderlichen Lauf betrachteten, — wahrlich, dann würden sie glauben, daß es wirklich göttliche Mächte gibt und daß diese gewaltigen Werke ihre Werke sind." Aus dieser Stelle mag Jean Paul die Grundidee seines ersten Romans entnommen haben. Auch Platos Gleichnis im Staat 7, 1 von den Schattenbildern, die unterirdischen Menschen von der Oberwelt zukommen, enthält die Idee. Vgl. auch Gregor Magn., Dialog 4, 1. Im Jean Paulschen Roman hat die Großmutter des Helden, eine Herrenhuterin, den phantastischen Plan, ihr Enkelkind acht Jahre unter der Erde großzuziehen, damit es möglichst unbefleckt ans Tageslicht und in die Welt träte. Ihr Mann wieder, der Oberforstmeister von Knör, ein leidenschaftlicher Schachspieler, hat dieser Grille eine andere entgegenzusetzen: nur der dürfe seine Tochter Ernestine heiraten, der sie oder eigentlich ihn, den Schachleiter, im Schachspiel besiege. Rittmeister Falkenberg ist Tournierritter, der die Braut gewinnt — freilich auf sonderbare und für einen Schachkundigen unannehmbare Weise: eine Katze stürzt gerade, als Ernestine nach siebenwöchentlichem Spiel (!!) daran ist zu siegen, auf das Brett und wirft die Figuren um, ohne daß die vortrefflichen Spieler die Stellung wieder erraten könnten!! Auch eine zweite Partie zu spielen geht nicht an (!) und darum ist der Rittmeister, der doch am Unterliegen war, — Sieger! Die Exposition ist völlig mißlungen. Auch die Idee der unterirdischen Erziehung nimmt sich für einen „pädagogischen Roman" seltsam aus. Sie ist

wohl nur adoptiert, um dem mit dithyrambischen Schwung geschilderten Auferstehungsmorgen als Piedestal zu dienen. Nach Spazier dient sie auch als Allegorie: wie dem nie mit dem Tageslicht und der grünenden Erde bekannt gewordenen Gustav die im Blütenbrautschmuck des Frühlings prangende Natur, so erscheine uns die jenseitige Welt. Dem kränklichen, an Luftmangel hinsiechenden, des grellen Tageslichts ungewohnten Kind dürfte jedoch im Gegenteil der plötzliche Anblick der Tageswelt betäubend und schmerzlich geworden sein — die psychologischen und physiologischen Voraussetzungen sind verkannt. Was bedeutet überhaupt Erziehung ohne Naturanschauung, ohne Schulung der Sinne, der freien Kräfte? Welch phantastische Idee, von Zeit zu Zeit aus der „andern Welt" eine Blume und dergleichen erscheinen zu lassen als Ankündigung der baldigen Auferstehung! Welcher Mißbrauch des Erzieherrechts, welches Gewebe von Lug und Trug, welche Grausamkeit! Und seitens der Eltern, welche Zumutung, acht Jahre ihr Kind nicht zu sehen! Was für eine Mutter muß diese Herrenhuterin gewesen sein! Und sollte der Knabe nie dahinter kommen, daß man ihn versperrt halte, sollte er nie Auswege finden, sehen, auf welche Art der „Genius" zu ihm komme und von ihm gehe?

Gustav wird Kadett, dann Offizier, kommt zu Hofe, lernt eine ideal gezeichnete Jungfrau Beata kennen, fällt jedoch in die Schlingen der sinnlichen Fürstin, bereut seinen Fehltritt und wird mit seiner Geliebten, die einem gleichen Attentat des Fürsten siegreich ausweicht, glücklich vereint. Das ist die Fabel der Geschichte. Die einzelnen Verschlingungen sind ohne Interesse. Das Große an dem Roman sind die erhabenen Ideen, zu denen die einzelnen Wechselfälle Anlaß geben, die prachtvolle Rhetorik der eingestreuten Stimmungsbilder, die feine Komik und psychologisch treffende Charakteristik. Letztere verdient freilich nicht durchaus Lob. Gerade die Hauptfiguren Gustav und Beata ermangeln der Plastik, sind zu passiv; es ist überhaupt zu wenig Handlung im Roman. Die Hofkreise sind mit Bitterkeit und

ohne Anschauung geschildert, lassen daher völlig kalt; dagegen ragen die komischen Figuren Fenk und Hoppedizel, ersterer nach dem Jugendfreund Hermann gezeichnet, als prächtige Gestalten hervor; der „unvollkommene Charakter" Röper wird zwar im wesentlichen nur geschildert — er tritt wenig in der Geschichte hervor — aber seine Zeichnung im 16. Sektor ist mit solch feiner Ironie übergossen, wie es Jean Paul kaum besser gelungen ist. Was den Namen Röper betrifft, so wurde Ende der siebziger Jahre ein Student dieses Namens in Leipzig bekannt, der ein Pamphlet auf einen Geizhals, „Goldfilz Suseka", Anagramm für caseus (er hieß nämlich Käs), verfaßte. (Grenzboten 20. Juni 1896.) Nach Jean Pauls Aussage im Brief an Otto (Briefwechsel 1, 92) bot ihm kein lebender Charakter ein Vorbild, nur in einigen Zügen der alte Örthel, was aber nicht ganz richtig ist. Spazier meint, dies gehe auf den Kammerherrn Öfel; ich stimme eher für Röper, nicht nur, weil dessen lebendige Charakteristik unbedingt auf ein wirkliches Vorbild hindeutet, sondern auch, weil bei Röper ganz besonders der schmutzige Geiz betont ist, was eben das Laster des alten Örthel war. (Die weiteren Konjekturen Spaziers bezüglich der anderen Figuren sind abgeschmackt und völlig aus der Luft gegriffen.) Otto hebt mit Recht hervor, daß Fenk sehr schön und mit vieler Kunst schon in die Geschichte eingeführt wird (er läßt sich als angeworbenen Rekruten von Soldaten einbringen): „Der Verfasser hat sich gleichsam die Schilderung seines Charakters selbst abgezwungen durch eine Handlung, die unmittelbar aus diesem Charakter hervorspringt und ihn nötigt, ihn zu zeichnen und so zu beschreiben, daß man sieht, es ist con amore geschehen, und daß die Sonderbarkeit und der Cynismus seines Einzugs in der Beschreibung besser gefällt als im Leben selbst." (I, 108.) Falkenberg, der „gern bös von andern sprach und ihnen nichts als Gutes that", ist einer der herkömmlichen rauhen, aber gutherzigen Haudegen ohne besondere Physiognomie; sein außerehelich mit einer Geliebten erzeugter Sohn Amandus wird

Freund Gustavs. Ein ganz eigentümlicher, hoch angelegter, aber ziemlich im Schatten bleibender Charakter ist der Kapitän Ottomar; er ist Vorläufer Schoppes; seine Totenphantasie in der nächtlichen Kirche (34. Sektor) gehört zu dem Großartigsten und wahrhaft Grausigsten, was Jean Paul hervorgebracht hat.[1]) In ihn hat der Dichter die Schwermut und den erhabnen Pessimismus, mit dem das Erdenleid ihn manchmal drückte, gelegt, wie in Fenk den humorvollen Frohsinn und in Gustav und Beata die kindliche Heiterkeit. Neben dem Romantischen findet auch das Gräßliche hinreichend Platz. Amandus wird mit zerschnittenen Augen aufgefunden, die That hat ein Bettelweib begangen, das durch das Mitleid erregende Kind Geld gewinnen will. Scheerau, die Residenz, deutet auf Hof und die Scherereien, die Jean Paul dort erlitten hatte. Auenthal soll

[1]) Der Typus dieser bei Jean Paul immer wiederkehrenden phantastischen Betrachtungen ist die von Spazier 1, 138 mitgeteilte Stelle eines Briefes des Sechzehnjährigen an den jungen Örthel: „Ach, die wenigen Zeilen haben mir Thränen verursacht, mir, der so wenig Freude hat — denn wo wär' sie — und der auch diese einzige bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin, so sieh zu Nachts zu deinen Gängen in dem Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert, und denk' d'ran — wie wir jenseits hinüber über das beleuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Aug' entrann, — zum Allvater hinauf! — — Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei beiden bald vollendet — bald 's ganze Leben — hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast und nun kann ich nicht mehr schreiben. Fließet, Thränen! Doch noch was! — Lauter Sterbegedanken umgeben mich jetzt — vielleicht dich auch — und dies ist beste Zubereitung. — Nun schimmerst, ruhiger Mond, senkest Ruhe in gequälte Seelen. — Schauerlich ist's, unter Mondesblinkern all die harmlosen, nachbarlichen Hügel — bei'n Gräbern wandelnd — zu späh'n! Schauerlich, wenn's so totenleise um dich her ist und 's dich ergreift, das große allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süßschlummernden Freunde zu besuchen — und ach! den betrauern, den nun der Wurm zernagt. — Lies in Yoriks Reisen, 1. Teil, das, was beim Grab des Mönchs war!

Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls.

Joditz, Lilienbad Steben bedeuten. Seite 33 macht sich Jean Paul den Scherz, sich als „Einbein" einzuführen, welche Mystifikation der Dichter auch noch in späteren Schriften aufrecht erhält.

Zu bemerken ist noch, daß der ursprüngliche Bei-Titel: „romantische Biographie" auf Zureden Ottos in „Lebensbeschreibung" geändert wurde und daß Jean Paul, ebenfalls auf den Rat seines Freundes hin, eine urkomische Episode: „das Umreiten der voigtländischen Ritterschaft" strich. Dieselbe ist erst von mir im „Euphorion" VI. Band, 4. Heft bekannt gegeben worden. Vgl. Brief Ottos an Jean Paul vom 22. März 1792 in Briefw. I, 104ff.

B. Noch vor der Unsichtbaren Loge hatte Jean Paul eine „Art Idylle", das „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz in Auenthal" fertig gestellt, die als Anhang des größeren Romans erschien und die Reihe der Schul- und Pfarridyllen eröffnet, in denen Jean Paul unübertroffener Meister ist. Wie herrlich ist schon der Anfang: „Wie war dein Leben und Sterben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wuz! Der stille laue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um dein Leben herum; deine Epochen waren die Schwankungen und dein Sterben war das Umlegen einer Lilie, deren Blätter auf umstehende Blumen auseinanderflattern, und schon außer dem Grabe schliefest du sanft!" Wie bezeichnend ist schon das Wort „meerstille"! wie fein gewählt die Metapher des lauen Nachsommers, der Lilie, die im Tod auf Blumen herabflattert, wie tiefsinnig das Paradoxon, Wuz habe schon außer dem Grabe sanft geschlafen, ein Satz, der so glänzend den Optimismus selbst dem Tod gegenüber verficht und von dem stets bei Jean Paul hervortretenden Unsterblichkeitsgedanken durchleuchtet ist.

Eine Weiterbildung der Unsichtbaren Loge auf höherer Stufe ist der „Hesperus", eine ebensolche des Schulmeisterleins Wuz der Fixlein.

C. Der Hesperus. 1795.

Der „Abendstern" ist uns schon unter den projektierten Titeln der unsichtbaren Loge begegnet. In demselben Roman begegnet uns im 30. Sektor die schöne Apostrophe: „Sanfter, holder Hesperus am Himmel! Du wirfst Deine Strahlen-Silberflitter auf unser Erdenlaub und schließest leise unser Herz für Reize auf, die so sanft wie deine sind! Alle Sommerabende, die mein Auge in Träumen und Erinnerungen auf deinen über mich erhöhten Unschulds-Auen verlebte, belohn' ich dir, versilberter, schönster Tautropfe in der blauen Ätherglockenblume des Himmels, indem ich dich zu einem Bild der schönen Beata mache!" Und im 31. Sektor bei der Scene des Todes Amandus' wird prophezeit, daß die Erinnerung an ihn noch im grau gewordenen Kopf des Freundes Gustav dessen hinter ihm liegenden Jugendauen schmücken werde, wie der Venusstern am Himmel zugleich Morgen- und Abendstern sei. Dieser Gedanke kehrt auch in der Vorrede zum Hesperus wieder: das Buch möge für irgend einen abgeblühten Menschen ein Abendstern, für irgend einen aufblühenden ein Morgenstern werden.

Als Grundidee des Romans gibt der Dichter in seiner Vorschule zur Ästhetik § 69 die Idealisierung der Wirklichkeit an; dieser Gedanke ist freilich zu abstrakt und paßt eigentlich auf alle seine Romane, ja auf jede gute poetische Schöpfung; konkreter könnte man ihn den Kampf der Freundschaft mit der Liebe nennen. Der Hauptheld Viktor, angeblich Sohn eines Lord, ist ein veredelter Gustav. Er ist fester, männlicher, stark in Versuchungen (auch hier kehrt eine verführende Fürstin wieder, Viktor bleibt aber nach kurzem Kampfe Sieger). Interessant als Selbstcharakteristik des Dichters sind die Züge: „Viktors überwallende Seele ließ ihn nie jenen Ausdruck der Achtung für Weiber treffen, der sich nicht in unzeitige Zärtlichkeit verirrt und den er oft an gebildeten Weltleuten beneidete. Seine Achtung sah allemal wie eine Liebeserklärung aus." S. 65. (Wir wissen, daß dieser arglose Enthusiasmus Jean Paul in

schlimme Verwicklungen gebracht hat.) „Gerade am Niedrig-Komischen fand er das Hohe, Ernsthafte am liebsten. Ein komisches Buch ohne jeden edlen Zug, z. B. Blumauers Äneis, konnte er so wenig als La Mettrie's ekelhaft lachendes Gesicht ertragen." S. 67. Er ist sanft, tolerant auch gegen Schwächen, herablassend gegen Niedrigstehende; charakteristisch ist die Wehmut, die ihn stets beim Anblick alter unvollendeter Menschen, grauer Gesellen, alter Schreiber, alter Provisoren, alter Famuli befällt. Im Gegensatz dazu hat der Dichter bei Flamin schon das unbewußte Fürstenblut in dessen Stolz, feurigem, wenn auch edlen Eifer, Ehrgeiz und Selbstvertrauen angedeutet. „Flamin brauchte ein liebendes, achtendes Auge, weil seine Fehler und seine Tugenden in gleichem Maße abstießen, während bei anderen Menschen entweder die Strahlen die Flecken gut machen oder die Flecken die Strahlen." S. 26. Auch nach der Entzweiung mit Viktor bewahrt dieser das schöne Bild desselben, „gemacht aus seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit, seinem Felsenmut, seiner Liebe zum Staat, zu den Talenten, sogar aus seinem Aufbrausen, das aus dem doppelten Gefühl des Unrechts und der eigenen Unschuld entstand" (S. 459), warm im Herzen. Flamins Heftigkeit macht sich der Intriguant Matthieu, das dämonische Element im Roman, zu gut, indem er ihn zur Eifersucht gegen Viktor entflammt und ihm dessen Liebe zu Klotilde hinterbringt. Andrerseits schleicht er sich zu dem erblindeten Lord und gewinnt, indem er die Stimme Klotildens annimmt, Einsicht in das Geheimnis der Geburt Flamins. Flamin ist nämlich der legitime Sohn des Fürsten, Klotilde seine Schwester — eine Vermählung zwischen beiden daher ausgeschlossen. Matthieu enthüllt aber Flamin nicht diesen Sachverhalt, der eine Versöhnung mit Viktor und eine Lösung der Knoten anbahnen könnte, sondern benützt seine erschlichene Kenntnis nur, um Einfluß auf Flamin, den künftigen Fürsten, zu gewinnen und ihn mit dem Rivalen Viktor gründlich zu entzweien. Er erzählt Flamin von dem Geschenk des Schattenrisses Klotildens an Viktor, steckt diesen bei einem Besuch ein und

weist ihn Flamin vor, ebenso berichtet er von dem Gegengeschenk des Florhutes und führt ihn endlich bei einem geheimen Stelldichein Viktors mit Klotilde mitten in die Scene. Dies ist der Höhepunkt des Romans. Mitten in die mit Jean Paulschem Enthusiasmus geschilderte Liebesversicherung der beiden Vereinten, wie „ein gelber Blitz in das stille Eden", tönt plötzlich das Wort „Schurke!", das der herausstürzende Flamin „mit sprühenden Blicken, mit schneeweißen Wangen, mit wie Mähnen herunterhängenden Locken, zwei Pistolen in den Händen tragend", schreit. Noch lange tönt das gräßliche Wort dem sanften Viktor in der Seele nach: „Ich lieb' ihn nicht mehr; aber er ist unglücklicher als wir; ach, er hat alles verloren und nichts behalten als einen Teufel" — nämlich Matthieu. Für Jean Paul charakteristisch ist das Geständnis, daß selbst Tugend und Liebe für untergegangene Freundschaft nicht trösten (456). „Nur wer nach einem Freund gerade so schmachtet wie nach einer Freundin, verdient beide." Zum Unglück verbietet ein Eid, den der inzwischen ins Geheimnis eingeweihte Viktor dem Lord gegenüber ableisten mußte, diesem, Flamin aufzuklären. Ein Duell steht bevor, wird aber samt allen Verwicklungen glücklich gelöst. Klotilde wird die Braut Viktors, der schließlich als der Sohn des Pfarrers Eymann dasteht; auch drei Engländer, die in die Geschichte hereingeschneit kamen, werden als Söhne des Fürsten Jenner erkannt und am Ende kommt gar noch ein fünfter zum Vorschein, Mr. Jean Paul, der Dichter selber — ein eigentlich zu weit getriebener Scherz.

Es ist zu tadeln, daß von den drei Seelen, die Viktor haben soll, die dritte, die humoristische, nie zum Vorschein kommt. Der Hauptheld erscheint nur in sentimentaler Beleuchtung, überhaupt, wie noch mehr Klotilde, in ziemlich verschwommenem Dämmerschein. Viel schärfer umrissen tritt Flamin hervor, er hat Lebenskraft und gerade dadurch, daß er nicht ein Ideal aller Vollkommenheit ist, festen Boden der Wirklichkeit unter sich. Der sehr im Hintergrund stehende Lord ist „einer der unglücklichen Großen, die

zu viel Genie, zu viel Reichtum, und zu wenig Ruhe und Kenntnisse haben, um glücklich zu bleiben, sie hetzen Freude statt der Tugend und verfehlen beide und schreien zuletzt über jeden bitteren Tropfen, der ihnen in einem Zuckerhut eingegeben wird" (171). Er hat sich in einen Skeptizismus und Materialismus hineinphilosophiert, der ihn unfähig für edles Handeln, ja für Verständnis und Möglichhalten eines solchen macht. Vgl. den Inbegriff seines Glaubensbekenntnisses S. 603. Immerhin ist diese Aristokratenfigur schon ein Fortschritt über Jean Pauls radikalen Demokratismus hinaus. Denn seine bisherigen Edelleute waren nichts als ausgemachte Schurken und Weichlinge. Das komische Element vertreten der Apotheker Zensel (Apotheker sind bei Jean Paul seltsamerweise immer Narren[1]) und vor allem der Hofgeistliche Eymann. Dieser närrische, aber edle Pedant, der in Öhmlers Pastoraltheologie nachschlägt, „wie sich ein Pfarrer zu benehmen habe, dessen Sohn gehenkt werden soll", ist eine der besten Figuren, die Jean Paul geschaffen hat. Vorbild war wohl sein humoristischer Freund Vogel in Rehau. Unübertrefflich ist seine Rattenjagd gleich im Anfang, die Bibelsuche kurz vor dem Gottesdienst, S. 76, die Katechese mit der einfältigen Dunsin aus der Einöde, die den kirchlichen Binde- und Löseschlüssel nicht begreifen konnte, schließlich aber doch alles faßte, nur daß sie statt Schlüssel „Schüssel" sagte (462), die Scene, wie Eymann das geplante Duell erfährt und eilends zur Verhinderung desselben nach der Residenz aufbrechen will, aber die in der Nässe eingeschrumpften Stiefel nicht an den Fuß bringt: „welcher Satan in meinem Hause mir den Stiefel so hat einlaufen lassen, der hat den Mord meines Kindes auf seiner Seele" (553) — die ähnliche Scene (594), wo er unter dem Einseifen die falsche Post des Mordes an Le Baut erfährt und doch seine Aufregung unter dem Rasiermesser bekämpfen muß: „O Jammer

[1]) Eine Bemerkung im Studienbuch zum „Kometen" lautet: „Die Menschen werden die närrischesten, von denen es nicht viele gibt, z. B. Apotheker".

über allen Jammer — scher' er doch fixer zu, mein Herr Feldscher — Frau heule für mich! . . Siehst du, Frau, einen solchen Satanas haben wir miteinander erzogen und geboren, du bist schuld!" Als Klotilde dann Trost bringt, sieht Eymann sie verblüfft an und spricht während ihrer Aufklärung immer halblaut dazwischen „Himmelsengel! — Gottesengel! — Erzengel!" Als er endlich erfährt, daß nicht Flamin, sondern Viktor sein Sohn sei, fährt er heraus: „Wie? — Sie? — Du? — Der Sohn eines so vornehmen Lords wäre mein Sohn? — Meinen Herrn Gevatter hätt' ich gezeugt?"

Episodisch, aber sehr fein gezeichnet ist auch der alte Zeidler Lind, den Viktor gern besucht. Eine blasse, fast transcendente Figur ist wieder der Philosoph Emmanuel, identisch mit Viktors Erzieher Dahore. Solche Ätherfiguren sind aber für Jean Paul von hoher psychologischer Bedeutung. Sie kehren auch später immer wieder und der Dichter hat viel von seinen schönsten Ideen ihnen in den Mund gelegt, wie er sie auch in seiner Ästhetik durchaus verteidigt. Als ein Menschheitsideal darf man sie natürlich nicht nehmen; S. 573 läßt er Emmanuel selber Trauer über seine Thatlosigkeit und seinen „mit den Zaubertränken der Phantasie gemischten Genuß des Lebens" aussprechen. Bemerkenswert ist noch die Todesphantasie Viktors (401) und seine Reflexion über das Ich, die den Schoppe und Leibgeber vorverkündigt und an Ottomar zurückerinnert, sowie die herrliche und eigenartige Beschreibung des Parkes auf der Insel der Vereinigung mit ihren „hohen Baumstämmen, die ihre Schatten und ihre Stimmen in die Insel hineinzurichten schienen und deren Laubwerk die bebenden Wellen mit ihren zerteilten Sonnen und Sternen besprengten — die Tannen umarmten Bohnenbäume und um Tannenzapfen gaukelten Purpurblütenglocken; die Silberpappel bückte sich unter der thronenden Eiche, feurige Büsche von arabischen Bohnen loderten tiefer aus Laubvorhängen, ablaktierte Bäume auf doppelten Stämmen vergitterten dem Auge die Eingänge, und neben einer Fichte, die alle Gipfel beherrschte,

war eine höhere vom Sturm halb über das Wasser hereingedrückt, die sich über ihrem Grabe wiegte — weiße Säulen hoben in der Mitte der Insel einen griechischen Tempel unbeweglich über alle wankenden Gipfel hinaus . . . dreißig giftvolle Eibenbäume standen von Rosen umflochten, gleichsam als wären sie Zeichen der dreißig wütend-leidenschaftlichen Jahre des Menschen . . ." S. 159. Ebenso phantastisch ist der Garten Emmanuels beschrieben: „Der Park lief den Berg hinab mit fünf gleichsam aus diesem schubladenweise herausgezogenen Absätzen und Stockwerken. Diese fünf Ebenen, diese eingehauenen grünenden Stufen, hielten ebenso viel verschiedene Gärten, Baum- und Staudengärten ꝛc. empor — daher wurde durch jeden neuen Standpunkt, wie durch einen Umwandelspiegel, aus dem alten Garten ein neuer zusammengerückt. Den abschüssigen Park faßten auf beiden Seiten zwei Schlangengänge hoher, wankender, brennender Blumen wie zwei hinunterwehende Treppengeländer ein und hinter jeder Blumenschlangenlinie ringelte sich oben vom Berg silbernes Geäder mit hellem, dünnem, auf- und niederspringendem Gewässer herab, das in der Abendsonne eine in aufrechten Windungen daliegende Goldschlange oder Ichorschlagader wurde. Auf der obersten, letzten Terasse standen einander die Abend- und die Morgenlaube als die Pole des Gartens gegenüber, und der Abendspringbrunnen glimmte über jener und der Morgenspringbrunnen über dieser empor und beide sahen zu einander wie Mond und Sonne herüber." S. 506.

Den Traum von einer kommenden goldenen Zeit in erhabenstem Schwung enthält der sechste Schalttag. S. 338 ff. „Wenn sie da ist, so liegt nicht notwendig in der menschlichen Natur, daß sie wieder ausarte und wieder Gewitter aufziehe — denn bisher lag das Edle bloß im fliehenden Kampf mit dem übermächtigen Schlimmen — sowie es nach Forster auf der heißen St. Helena-Insel kein Gewitter gibt." Dies liest sich wie eine Vorahnung. Der Dichter bemerkt in der dritten Auflage dazu: „Jetzt liegt sogar das Gewitter, das sonst am Himmel über ganz Europa

stand, dort auf platter Erde." Das schöne Gleichnis (451) vom Regenbogen, der den Zirkel der Ewigkeit malt und unverrückt vom Strom über dem Wasserfall schwebt, hat Schopenhauer für das Verhältniß der ewigen Ideen zum drängenden Naturwillen verwertet.

S. 188 spricht der Dichter von „Tristrams" statt Sternes Werken.

D. Leben des Quintus Fixlein, aus fünfzehn Zettelkästen gezogen. 1795.

Der junge Schulmeister Zebedäus Fixlein, ein Geistesverwandter von Wuz, ist einer der liebenswürdigen, zaghaften, etwas pedantischen — Fixlein that nie mehr als seine Pflicht, aber auch nie weniger — Zopfgestalten, wie sie einst die Schulstuben beherrscht haben mögen, heute aber völlig ausgestorben sind. Er ist streng orthodox (wie alle Idyllenpfarrer Jean Pauls), hat in Leipzig alle publica des Professors Burscher gehört (vgl. hiezu den Brief Jean Pauls an Vogel aus Leipzig 17. Sept. 1781, wo er den orthodoxen Burscher als „Harlekin auf dem Katheder" und Kopisten Luthers malt), und macht Suppliken im Voraus für alle Pfarreien des Landes; den Namen Gott schreibt er nie anders als mit Kanzleischrift und bunter Tinte (117); seine Schüler vergötterten ihn, da er zu den Sekundanern Sie sagte, nicht Ihr wie der Subrektor (121) und selbst in der Quinta sein erhobner Zeigefinger sein einziger Bakel war. Als Pfarrer von Hukelum ist er keiner von den Geistlichen, „die ihren Feinden nie anders vergeben als an Gottes statt." Er hat hohen Respekt vor dem Adel: vor dem Schloß geht er nie anders als mit abgezognem Hut vorbei, auch wenn er niemand bemerkt, und den Namen eines vornehmen Herrn trägt er immer mit vorgesetztem H. in seine Schreibtafel ein; er hat die Gewohnheit, in seinen Koffer unversehens bei jeder Einnahme einige Petermännchen zu werfen, um zu erstaunen, wenn er die Summe schließlich addierte. Das Närrischeste ist

seine Schriftstellerei: „Er arbeitete — ich will die unerheblicheren Werke auslassen — an einer Sammlung der Druckfehler in deutschen Schriften“ und zeigte, welch wichtige Resultate daraus zu ziehen wären; er ging ferner unter die Masoreten, welche Zahl und Stellung der Buchstaben in der Bibel untersuchen, er hatte auch eine schöne Kalender-, Katechismus- und Sedezbüchersammlung, desgleichen eine Sammlung von Bücher-Pränumeranten; einen „Architektonischen Briefwechsel zweier Freunde über das Hukelumer Raubschloß“ hat er schon fertig, traut sich aber nicht das Werk herauszugeben, da sein durchgefallener Rivale um die Hukelumer Pfarrei an dem Wespennest der Nikolaischen Allgemeinen deutschen Bibliothek Mitarbeiter ist und gedroht hat, ihn zu rezensieren. Eine köstliche Figur ist auch die Mutter des Helden, die nie von ihrem Zebedäus erzählt, ohne zehnmal die Augen zu wischen, die einmal ihren ganzen Kirmeskuchen an zwei Bettelstudenten verschnitt, weil sie an ihr Kind in Leipzig dachte und meinte, Gott strafe sie, daß sie hier schmause, — die bei dem glänzenden Schulakt, den ihr Sohn leitet, ganz unten an der Thüre in Bußtagskleidern lehnt und überglücklich ist, zu sehen, „wie der, den sie unter dem Herzen getragen, die vornehmsten jungen Herren in halbseidenen Westen beordern und regieren kann und samt ihnen lauter hohe Sachen sagt und auch versteht“ — dieses „und auch versteht“ ist von köstlicher Feinheit. Nicht minder kräftig hebt sich ab der Senior Astmann, der den Helden so oft geprügelt, weil er bei ihm das Griechische aus einer lateinisch geschriebenen Grammatik lernen mußte, die er nicht verstand, aber wörtlich auswendig lernte, und der Vormund, der Schlächter und Regimentsquartiermeister Steinberger, der Fixlein als Studenten oft unterstützt hatte, aber nie mit Geld, und der so grausam seiner Tochter die aufkeimende Liebe zu Fixlein austrieb. Das romantische Element der Geschichte, das Jean Paul in seiner Ästhetik für unumgänglich notwendig bei einem Roman hält, repräsentiert der unheimliche Aberglaube, daß die Fixlein alle das 32. Jahr nicht überleben. Um die

vielleicht tötliche Angst beim Herannahen des Termins zu vermeiden, wird Fixlein von Jugend an seitens der Mutter in Unkenntnis über sein Alter gelassen; da auch die Pfarrakten mit der alten Kirche verbrannt waren, ist Gewißheit nicht zu schaffen, bis bei der Reparatur des Turms im Knopf das Register der Leute, die den Bau unterstützt hatten, gefunden wurde; unter diesen war der Vater des Fixlein, der eine Gabe als Dank an Gott „für seinen neugeborenen Sohn Egidius" verliehen hatte. Der alte Turmknopf wurde entleert gerade zwei Tage vor dem Termin und Fixlein fällt sofort in ein hitziges Fieber, überwindet aber doch den Schrecken und hat nun für sein Lebtag Ruhe. Köstlich ist die eingestreute Satire über den Ämterverschleißhandel des Staates; ungemein bezeichnend, namentlich für jene Zeit, ist es, wenn die Patronatsherrin Frau von Aufhammer dem jungen Quintus das Flachsenfinger Konrektorat zu verschaffen verspricht, „da sie beim Bürgermeister ihren Kaffee und beim Stadtsyndikus die Lichter kaufe"; von unübertrefflicher Komik ist auch das Hühnerangeln aus der Studentenzeit des Seniors (66) und die Beschreibung des Gottesdienstes in der Zeit zwischen dem Brand der alten und dem Aufbau der neuen Kirche; er fand nämlich in einer Scheune statt: „Der Same des göttlichen Worts wurde mit dem physischen auf einer Tenne geworfelt; der Kantor und die Schuljugend besetzten die Tenne, die weiblichen Mutterkirchleute standen in der einen Panse, die Schadecker Filialweiber in der andern, ihre Männer hockten pyramidenweise wie Groschen- und Hellergalerien an den Scheunenleitern hinauf und oben vom Strohboden horchten vermischte Seelen herunter. Eine kleine Flöte war das Orgelwerk und eine umgestürzte Bierkufe der Altar, um den man gehen mußte." (77.) Auch das Schauerliche, das bei Jean Paul nie ganz fehlt, ist im Fiebertraum Fixleins enthalten. Fixlein träumte, er sähe aus seinem Fenster in den Gottesacker, und schaue den Tod Gebeine suchen und einen Totenschädel aufsetzen. „Dann hob er eine Grassichel neben dem Blumengärtchen auf und rief:

Firlein, wo bist du? Mein Finger ist ein Eiszapfen und kein Finger, und ich will damit an dein Herz tippen." Seltsam grausig ist auch (wie beim Wuz) der Schluß, in den die so sonnenhell begonnene Idylle ausklingt. Jean Paul, der hier wie überall mitspielt, geht in der Nacht vom Besuch seines genesenen Freundes Firlein heim. „Ich ging ohne Ziel durch Wälder, durch Thäler und über Bäche und durch schlafende Dörfer, um die große Nacht zu genießen wie einen Tag . . Weiße Nachtschmetterlinge zogen, weiße Blüten flatterten, weiße Sterne fielen und das lichte Schneegestöber stäubte silbern in dem hohen Schatten der Erde, der über den Mond steigt und der unsere Nacht ist. Da fing die Äolsharfe der Schöpfung an zu zittern und zu klingen, von oben herunter angeweht, und meine unsterbliche Seele war eine Saite auf dieser Laute . . . Die fernen Dorfglocken schlugen um Mitternacht gleichsam in das fortsummende Geläute der alten Ewigkeit . . Ich ging still durch kleine Dörfer hindurch und nahe an ihren äußeren Kirchhöfen vorbei, auf denen morsche, hinausgeworfene Sargbretter glimmten, indeß die funkelnden Augen, die in ihnen gewesen waren, als graue Asche stäubten. — Kalter Gedanke, greife nicht wie ein kaltes Gespenst an mein Herz! Ich schaue auf zum Sternenhimmel, und eine ewige Reihe zieht sich hinauf und hinüber und hinunter, und alles ist Leben und Glut und Licht, und alles ist göttlich oder Gott."

Eine Nachblüte dieser Jean Paulschen Schulmeister ist Riehls liebenswürdiger, den Wuz und Firlein nachempfundener Schulmeister auf Heideck.

Der Idylle geht überaus passend, gleichsam als Codex des Jean Paulschen Optimismus eine Abhandlung über die drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, voraus. Hier ist die Quintessenz der Jean Paulschen Lebensauffassung. Weniger glücklich sind die zwei als „Mußtheile für Mädchen" der eigentlichen Erzählung vorangeschickten „phantasierenden Geschichten". Nirgends ist Jean Paul so veraltet als in diesen sentimentalen,

der Sigwart-Wertherzeit entsprechenden Thränenstücken, obwohl der „Tod eines Engels" und ähnliches sogar noch in Lese- und Musterbüchern zu finden ist. Man sollte kaum glauben, daß der Schöpfer der urgesunden Komik eines Wuz und Fixlein, der beißenden Satire eines Schoppe und Leibgeber mit dem solcher larmoyanten Empfindelei identisch sei, wenn man nicht das Kontrast- und Ausgleichsstreben, wie wir es erörtert haben, sich vor Augen hielte und diese Produktionen als eine Art Ventil für die starken Gefühlsschwellungen faßte, wie sie in Jean Paul mit Macht nach Ausdruck verlangten. Viel höher stehen die als „Jus de tablette für Mannspersonen" der Erzählung nachgeschickten Aufsätze, worunter des Amtsvogts Freudel Mißgeschicke und Rektor Fälbels Reise sogar einen Glanzpunkt seiner ganzen komischen Produktion ausmachen. Die Mannspersonen kommen bei Jean Paul entschieden besser weg, als die Mädchen, denen er in der Vorrede sogar den Fixlein bis auf wenige Kapitel versagen will. Jean Paul zeigt überhaupt übertriebene Angst, daß er die Frauen durch Derbheit verletze; wenn er wüßte, daß heutzutage die Mädchen Zola und Halbe lesen!?

E. Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin. Eine Geistergeschichte. 1796.

(Von Geistern aber kommt in dem vorhandenen Teil nichts vor.)[1])

Erst im dritten Kapitel beginnt die Historie. Die beiden ersten sind Einkleidung und sind der Vorrede zur Unsichtbaren

[1]) Förster berichtet im 34. Band der dritten Berliner Gesamtausgabe, S. 139: „Nach handschriftlichem, noch vorhandenen Plan hatte sich Richter (in der That oder Vorstellung) mit Hermann zu einer Erscheinung nach dem Tod verbündet. Daraus entstand eine (ungedruckte) Erzählung: die Geistererscheinung, an die sich die Geschichte der Biographischen Belustigungen anschließen sollte. Die Unverträglichkeit wirklicher Verhältnisse mit bloß erdichteten scheint Richter bestimmt zu haben, letztere mit Ausscheidung alles seinen Freund Betreffenden allein herauszugeben, die Geistererscheinung aber blieb unvollendet."

Loge nachgebildet. Die unvollendete Geschichte des schottischen Grafen Lismore und Adelinens ist fast nur ein Stimmungsbild auf dem drohenden Hintergrund der französischen Revolution. Adeline verliert ihre Mutter und wird aus den Wogen ihres empörten Vaterlandes durch den teilnehmenden Grafen gerettet. Lismore ist der veredelte Lord des Hesperus. Ein kraftvoller Geist, aber ohne Thätigkeit, daher ziellos in trägem Genuß hinschwelgend, rankt er an dem Ideal der Geliebten empor. Eine boshafte Schwester des Grafen bildet die Folie für Adeline. „Sie war eben so mitleidig als neidisch oder verlogen, und die aufrichtigsten Thränen entflossen ihr so leicht wie die falschesten Worte. Ueberhaupt wünschte sie von Herzen, daß es ihrem Nebenmenschen — sie konnte sonst keinen mitleidigen Anteil an ihm nehmen – recht jämmerlich erging; denn sie war die beste Freundin in der Not und half so lange, bis man heraus war; dann erst fing sie an zu beneiden und anzufeinden; sie konnte nie, wie der kahle Hofmann, dem Glücklichen ihre Freundschaft schenken."

Die Erzählung ist dürftig an Handlung, aber voll der feinsten psychologischen Blicke, auch in das weibliche Gemüt. Adeline ist trotz ihrer Idealität besser gelungen als je eine Frauenfigur zuvor und auch an dem aristokratischen Helden gewahren wir, wie sich Jean Paul zu einer vorurteilsfreieren Auffassung des Adels herausarbeitet. Edel ist die Kindestreue als Weissagung der Gattentreue betont, rührend und doch ohne jede schwächliche Sentimentalität ist die Hingabe zwischen Tochter und Mutter geschildert; schamhaft und zurückhaltend die Liebe Adelinens, die der stürmische Lismore nicht versteht: „Ein Ja zu erzwingen, selbst bei Liebe, ist Tortur des weiblichen Herzens. — Die Liebe ist gleichsam eine zweite Selbstliebe, die das weibliche Herz, wie ein inneres Frohsein im Kummer zu bekennen scheut. — Er glaubte dieses Herz nicht bewegt, weil das Zittern seiner feinen Saiten unsichtbar war, da ihre Töne höher sind. — O, warum müssen die stillen, anscheinend kalten weiblichen

Seelen so oft mißdeutet werden, da sie doch gerade für die nächsten Menschen, für Mutter, Gemahl und Kind die größte Wärme und die größten Opfer aufbewahren?“ Es ist wunderbar, zu welchem tiefen Verständnis des edleren weiblichen Gemüts Jean Paul bereits gelangt ist.

Auffallend ist, daß im Studienheft des Titan sich bei Albano die Bemerkung findet: „Schillers Porträt in den Biographischen Belustigungen“. Lismore scheint also nach Schiller gearbeitet zu sein. Es ist übrigens bei dieser für Schiller nicht ganz schmeichelhaften Erklärung zu bedenken, daß Jean Paul über Schillers Kälte bei seinem Besuch in Weimar sehr aufgebracht war und auch dessen früheres und damaliges Verhältnis zu Charlotte von Kalb, wie aus den Briefen an Otto hervorgeht, nicht ganz in der Ordnung fand.

Die Biographischen Belustigungen sind durchaus ernst gehalten; es findet sich nicht der mindeste Scherz darin. Dieser macht sich in einem Satirischen Appendix um so froher Luft.

F. Der Siebenkäs. 1796.

Dieser Roman ist eine der vollendetsten Schöpfungen des Dichters, ja seiner Gattung überhaupt, wenigstens in seiner ersten Hälfte. Er schildert die Pein eines hochfliegenden Geistes, der in ein armseliges kleinbürgerliches Leben und an ein ihn nicht verstehendes weibliches Wesen fest gebannt ist. Von Anfang an liegt der Konflikt mit Lenette in der Luft; er erweitert sich Zug um Zug beim Fortschreiten der Geschichte und kommt schließlich in dem abenteuerlichen Plan des Scheintodes und in der dadurch bewerkstelligten Befreiung vom Ehebande zur Lösung. Lenette, die erste ganz gelungene Frauenfigur Jean Pauls, ist ein hausbackenes, durchaus edles, aber beschränktes Wesen, kein Weib für einen Dichter; dieser leidet unter ihren Vorzügen, wozu ihr peinlicher Reinlichkeitssinn und ihre Frömmigkeit gehören, nicht minder als unter ihren Schwächen, welche die allgemein weiblichen der Redseligkeit, des Hängens

am Althergebrachten u. s. w. sind. Wenn ihr Mann im höchsten Feuer der Empfindung zu ihr redete, konnte sie mit einem Blick auf seine Füße kühl einwerfen: „Zieh' morgen den linken Strumpf nicht an, ich muß ihn stopfen"; als Siebenkäs nach der Trauung seine Geliebte umarmt — „die Neuvermählten hatten sich noch nie geküßt"! — fühlt er plötzlich einen gleitenden, bebenden Kuß über seinen Mund hüpfen — „Lenette, so unschuldig wie ein Kind, glaubte, es sei Pflicht der Braut, diesen Kuß zu geben." Mit solch feinen Tiefblicken in das weibliche Gemüt ist der ganze Roman angefüllt, aber nur ein so reines Männergemüt wie das des Dichters war fähig, solche Wahrnehmungen zu machen. Rührend und echt weiblich ist ihre Weigerung, bei der drängenden Not ihr Trauerkattunkleid zu versetzen; dagegen opfert sie gern ohne Nachdenken den Verlobungsstrauß aus seidenen Blumen, woraus Siebenkäs entnimmt, daß ihre Liebe zu ihm erloschen ist. Er fragt sie schmerzlich, ob sie nicht mehr wisse, was die Blumen bedeuteten, und sie erwidert ganz ruhig: „Die Vergißmeinnicht wollen sagen, daß ich dein nicht vergesse und du mein nicht — die Knospen bedeuten Freude — nein, die Knospen bedeuten die Freude, die noch nicht da ist — und die weiße Rose — das weiß ich wahrhaftig nicht mehr . . ." — „„Schmerz bedeutet sie"", sagte er hingerissen, „„Unschuld und Gram und ein bleiches, weißes Angesicht bedeutet sie."" — Dann fügt er mit eisiger Ruhe hinzu: „„Lege doch dein Myrthenkränzchen mit zum Blumenstrauß; so fällt er etwas mehr ins Geld und Gewicht, da das Kränzchen wirklich so schön gearbeitet ist, als meine welken Blumen nimmermehr."" — „Mein Brautkränzchen?" rief Lenette zornig errötend, und zwei harte Thränen entschossen ihr — „nein, das geb' ich absolut nicht her, ich nehm' es in den Sarg mit wie meine selige Mutter."

Je mehr Siebenkäs sich Lenette entfremdet, desto mehr tritt ein anderer an seine Stelle: der würdige Schulrat Stiefel, ein edler aber pedantischer Charakter, der Beirat der Familie und

Typus eines Büchergelehrten; er sieht nichts von der Not der Eheleute und schiebt selbst die paar Rezensionsgroschen an den Advokat zu bezahlen auf. Von unübertrefflicher Selbstkomik und vom Dichter fein berechnet ist sein Bericht vom Abholen der Braut, der er das Glück des Ehestandes mit allen möglichen Farben vorgehalten und so lebhaft geschildert, daß er sich ordentlich selber darnach gesehnt. Als ihm einst Siebenkäs das ewige lästige Säubern und Wischen der Frau klagt, das ihn so sehr in der Arbeit störe, hält der Schulrat ihr eine großmächtige Standrede über die Wichtigkeit eines Gelehrten: wie der Genius in seinem Schwung der Außenwelt oft ganz entrückt und taub und gefühllos für die äußere Wahrnehmung werde — bis ihn Lenette froh unterbricht und zu ihrem Mann sagt: „Siehst du, wie will ein gelehrter Herr es hören, wenn seine Frau wäscht oder fegt?"

In schneidenden Kontrast mit Lenette tritt ein fernes ideal, aber nebelhaft gezeichnetes Wesen, die adelige Natalie in Bayreuth. Jean Paul hatte durch Hofrat Schäfer bei einem Besuch in Bayreuth 1795 die Fürstin Lichnowski kennen gelernt, deren Sohn dereinst in Frankfurt so tragisch enden sollte, und diese erste adelige Bekanntschaft, sowie der aufgehende Ruhmesglanz, der bereits über dem Autor des Hesperus zu strahlen anfing, hatte jene schmerzliche Sehnsucht erregt, aus den böotischen Hof-Kuhschnappeler Kreisen — Lenette ist die verjüngte Mutter — in höhere, besonders adelige Sphären zu gelangen, ein Sehnen, das den ganzen Siebenkäs durchzieht. „In Bayreuth ist's anders als in Hof, wo man einem ein Buch schenken muß, damit er's liest und da weiß mans noch nicht sicher", schrieb er an Otto. Noch vor Anfang des zweiten Bändchens fällt auch der Einladungsbrief Charlottens nach Weimar. Ich wage hier eine Vermutung. Die Natalie im 7. Buch des Wilhelm Meister hat frappante Ähnlichkeit mit unserer. Eine königliche Erscheinung, „Amazone", erscheint sie plötzlich in dem kleinen Kreise, in dem Wilhelm sich bewegt, und verdrängt die hausbackene Therese,

die Lenetten aufs Haar ähnlich sieht, aus dem Herzen des Helden, der dieser bereits einen Heiratsantrag gemacht. „Mit Entsetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalie in seinem Herzen; er schalt sich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unsinn; er stellte sich Theresen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter oder vielmehr er erholte sich so weit, daß er heiter scheinen konnte.“ (8, 4.) Der Wilhelm Meister wurde von Goethe 1778 begonnen und anfangs 1795 publiziert; Jean Paul hatte am 7. November 1795 nur das erste Bändchen des Siebenkäs vollendet und kannte Goethes Werk laut Brief an Otto 9. Febr. 1795 (Briefw. I, 250), ehe die Natalie in seinem Roman auftauchte (erst im Frühjahr 1796 ging er an das zweite Bändchen; Wahrh. 2, 146). Es ist also die Vermutung, daß Jean Paul Name, Charakter und Quintessenz der Verwicklung aus seines Rivalen Werk übernommen, gut begründet. Die übrigen Charaktere: Leibgeber, der vertiefte Fenk, der Weichling Rosa von Meyern, dann der leichtsinnige Friseur, „der mehr aus der Welt herauslebte als in die Welt hinein“, der Obersanitätsrat Ölhafen, „der seinen Titel nicht umsonst führte, sondern für Geld“, der Prediger Reuel, der den Galgenbekehrer an Siebenkäsens Bett machen will, der Landschreiber Börstel, der in den „Briefen“ wiederkehrt, „eine welke, eingedorrte Schnecke mit einem scheuen, horchenden Knopfplattengesicht voll Hunger, Angst und Aufmerksamkeit, der Schuster Fecht, der mit Siebenkäs das Zweigroschenbrot teilt und so die Verbindung des gelehrten mit dem arbeitenden Stand symbolisiert, die alte Sabel, die nach Wahrheit aus Jean Pauls Leben (4, 298) als Sabine Schnaubert thatsächlich in Hof existierte, sind lebensfrische und aus scharfer Beobachtung stammende Figuren. Feinsinnig ist die Kluft zwischen Lenette und Siebenkäs schon darin angedeutet, daß sie kein Kind bekommen. Es ist also auch kein die Trennung erschwerendes Band zwischen ihnen. Etwas unmotiviert dünkt mich jedoch die ewige Not des Haushalts. Sollte Siebenkäs aus seinem wenn auch kärglich lohnendem Amt, aus seiner Mit-

arbeit am Stiefelschen „Götterboten" und seiner eigenen Schriftstellerei, sowie Lenette aus ihrem Hutgeschäft nicht soviel verdient haben, daß ein kinderloses Ehepaar davon leben konnte? Der Haushalt hängt immer nur von den Geschenken Leibgebers und den Errungenschaften des Freischießens ab, von den ordentlichen Einnahmen ist nirgends die Rede. Zur Peripetie des Siebenkäs und zu den sonderbaren Angriffen, die daraus wegen angeblicher Frivolität und frevelhaftem Spiel mit Tod und Ehe auf den Dichter flossen, habe ich mich in meinem Hauptwerk S. 42ff. schon geäußert.

Zu diesem Roman plante Jean Paul ernstlich eine Fortsetzung und hinterließ ausführliche Studien darüber. Da ich mich hierüber im Euphorion verbreitet habe, so füge ich nur an, daß die Ehe mit Natalie als geniale Dichterehe mit ihren Glanzseiten wie Mängeln der ersten Ehe scharf gegenübertreten, aber schließlich gleichfalls unbefriedigend endigen sollte. Einflußreich für diese Entwicklung waren spätere Lebensschicksale des Dichters, die in diesem Entwurf starken Reflex fanden.

Die Schilderung des Freischießens im niederländischen Stil, die urkomische Entdeckung Rosas im Schrank des Hausherrn, die Abfertigung des eitlen Doktors und des fanatischen Bußpredigers sind von vollendeter Komik; aber auch die rührenden und gemütlichen Effekte fehlen nicht, und sie wirken um so reiner, als sich der Dichter aus der verhimmelnden Überschwänglichkeit seiner ersten Romane, in die er freilich im Titan zurückfällt, glücklich herausgearbeitet hat. - Überhaupt gibt es nicht leicht ein Werk, das von dem kleinen Boden eines ärmlichen Bürgerhaushalts hervor so großartige Ausblicke und so wunderbaren Empfindungsgehalt birgt. Die befreiende Komik, die Siebenkäs den Schlägen des Schicksals und seiner inneren Mißstimmung entgegensetzt, kommt mit den düsteren Lichtern, die vom Hintergrund auf das Ganze fallen, in ergreifendsten Kontrast. Niemand wird ohne Wehmut die Scene lesen, wo Siebenkäs nach langem Peinigen seiner Gattin plötzlich das thränenvolle Gesicht erblickt

und ihr demütig abbittet, oder den symbolisch gefärbten letzten Spaziergang des Armenadvokaten vor seiner Trennung. Von den eingestreuten Blumenstücken ist das erste, die „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei," von Danteartiger Erhabenheit. Es ist die Umarbeitung eines früheren Aufsatzes: „Des toten Shakespeares Klage unter toten Zuschauern in der Kirche, daß kein Gott sei", der von Düntzer mit dem Nachlaß Herders (1856/57) veröffentlicht wurde. Er steht daselbst im 1. Band S. 349.

G. Der Jubelsenior. 1797.

Die Geschichte ist wieder eine Idylle. Das Amtsjubiläum und die goldene Hochzeit des greisen Pastors Schwers, andererseits die Anstellung und Vermählung seines Sohnes bilden den kontrastvollen Gegenstand. Durch Hinterlist eines sportelsüchtigen Kanzleiboten wird die verfrühte Freude der Ernennung erweckt; es ergeben sich Hindernisse, die aber durch die Verbindungen eines adeligen Fräuleins und Jean Pauls Vermittlung beim Fürsten gehoben werden. Dies das kurze Gerippe des in den Hauptbildern schwungreich ausgeführten Gemäldes. Auch hier ist die Durchführung der Fabel mangelhaft und sind die Einzelscenen das Beste. Der Dichter konnte es wieder nicht lassen, hier persönlich einzugreifen, thut es aber in höchst unglücklicher Weise. Vom Fürsten hat Jean Paul spielend die Vocation des jungen Ingenuin erhalten und will zum Feste selbst nach Neulandpreis kommen. Er hat aber noch die seltsame Schrulle, den einstigen Geliebten des dort residierenden Fräuleins Gobertine von Sackenbach zu spielen und läßt sich von diesem, einem Herrn von Esenbeck, sogar die Erlaubnis dazu geben. In dieser Maske, die von der Dame nicht durchschaut wird (!), da lange Zeit zwischen ihrer Trennung verflossen und Jean Paul ein Mal, das Esenbeck über der Stirne trägt, täuschend nachgemacht, erhält er Einblick in die Briefe des Geliebten, eignet sich dieselben an und verspricht der Verlassenen, ihre eignen Briefe

zurückzubringen. Die Briefe Esenbeck will Jean Paul in etwas jesuitischer Methode zu dem guten Zweck benützen, diesem die bisher verweigerten Briefe der Dame abzudringen unter Androhung der Veröffentlichung der seinigen. Als ob nicht das Fräulein längst diese Drohung ausspielen konnte und nicht vielmehr Jean Paul gerichtliche Ahndung für sein Intriguenspiel befürchten mußte! Nun kommt aber gar noch der wirkliche Esenbeck zum Fest und hält sich sonderbarerweise gar nicht über seinen Doppelgänger auf; Gobertine läßt sich von Jean Paul beruhigen, da sie ihren Zweck erreicht sieht, und das Doppelfest geht ungestört weiter. Meisterhaft ist die Verteidigung der alten Jungfer S. 73 und die Jubelrede des alten Schwers S. 99, 100, wie der stimmungsvolle Appendix über „meine Christnacht".

H. Titan. 1800—1803.

An Charlotte von Kalb hatte Jean Paul bei Übersendung des Siebenkäs geschrieben, daß der nächste Roman ihn wieder auf den „Montblank des vornehmen Lebens" führen werde. Titan ist keineswegs, wie Spazier nach einer mißverstandenen Äußerung des Dichters an Jacobi annimmt, als Anti-Titan zu fassen, denn auch Albano ist ein Titan, aber im guten Sinn, und auch seine schließliche Geliebte Idoine tritt der falschen Titanide Linda und der kränklichen Liane als harmonischer Typus des weiblichen Ideals gegenüber; schon der ursprüngliche Titel: das Genie zeigt, daß der positive Genius der grundlegende, der negative nur das Kontrastbild sein sollte. Der Titan wurde von Jean Paul als sein liebstes Buch bezeichnet; seine innerste Seele sei darin nacherschaffen, er biete damit das Heiligste aus seiner Brust (Funk, Erinnerungen); der Großartigkeit der Anlage und der Tiefe der Charaktere nach ist dies zuzugeben, aber die künstlerische Durchführung steht nicht auf der Höhe der Grundidee der Stil verliert die Sicherheit und Plastik, die Jean Paul im Siebenkäs schon erreicht hatte, und sinkt vielfach zur Verschwommenheit und Undurchsichtbarkeit des Hesperus herab.

Albano tritt nicht derart in den Mittelpunkt, wie es die Anlage verlangte, er ist der edle Kraftjüngling aller Jean Paulschen Romane, aber zu passiv, zu zart, zu wenig Held; Idoine, der weibliche positive Titan ist vollends nur Schattenbild; ihnen gewinnen die negativen: Roquairol, dessen Gestalt Jean Paul dem Allwil Jacobis nachgeschaffen hatte (Brief an J. v. 15. Aug. 1802), Schoppe und Linda (Charl. v. Kalb), durch Lebendigkeit und Frische das Terrain ab und treten in den Vordergrund. Auch die karikierten Hoffiguren treffen wir in Froulay und Bouverot wieder, ebenso wie die sinnliche Fürstin und die Lordruine Gaspard mit all ihren Widerlichkeiten. Von Liane gelten die Worte: „Manchmal entfallen dem Himmel Blüten, aber mit den weißen Knospen werden sie in den Erdenschmutz getreten und liegen oft besudelt und zerdrückt in den Fußstapfen eines Hufs". „Wie will ich", sagt er in einem Brief an Jacobi, „ihre überströmende Liebe, ihre Kraft, Wünsche unterzuordnen und Leiden mit Lächeln zu bedecken, die äußere Heiterkeit dieses von jahrelangen Schmerzen erzogenen Herzens, die Gleichgültigkeit gegen Tod und ihre Frömmigkeit malen?" (Spazier 4, 170; die Worte gehen eigentlich auf Karoline v. Feuchtersleben.) Das komische Element, das in der anfänglichen Anlage eine sehr bedeutende Rolle spielte, ist in der späteren Gestalt des Romans nur im Eingang durch Spher und Wehmeier repräsentiert. Da ich mich über Charaktere, Idee und philosophischen wie ästhetischen Gehalt des Titan anderswo genug ausgesprochen, so möge Vorstehendes genügen.

I. Die Flegeljahre. 1804.

Auch über diesen Roman, seine Anlage, anfängliche Gestalt und Fortsetzung habe ich neue Aufschlüsse in einem engeren Fachblatt gegeben, sodaß ich mich hier kurz fassen kann. Walt ist die liebenswürdigste Gestalt, die der Feder Jean Pauls entflossen: allen Hochsinn bei zarter Schüchternheit und kindlicher Lauterkeit, wie sie seine Jugendjahre zeigen, hat der Dichter mit

Ausscheidung der cynischen Fermente seines Wesens, die Vult zufallen, hier potenziert, um einen Charakter zu schaffen, der in seiner Romantik und echt deutschen Gesinnung unvergänglich sein wird.

Gottwalt hat „ein paar große, blaue, unschuldige Augen, eine hochgewölbte Stirn und ein einfaches, beseeltes, mehr von der inneren als äußeren Welt ausgebildetes Gesicht mit einem feinen Mund" (43), macht aber mit seiner linkischen Haltung doch einen etwas lächerlichen Eindruck, wozu auch die Kleidung: der Nankingspenser und Schanzloper (im Hausanzug) stimmt. Auffallend ist, daß ihm Jean Paul auch eine laute, schreiende Stimme gibt wie Albano. Hätte man ihn ans Kreuz geschlagen, so würde er eine festgenagelte Hand vom Querbalken losarbeiten, um damit die eines Kriegsknechtes zu drücken (52). Einen fremden Geistlichen, der ihm in der Stadt begegnete, grüßte er freundlich, weil er glaubte, daß Priester, gewohnt, auf dem Lande jeden Hut durch ihre Rockfarbe zu bewegen, jedesmal Schmerzen in der Stadt empfinden müßten, wenn ein ganz fester vorbeiginge (97). Nie trennt er Liebesketten von Hand in Hand gehenden Kindern oder Freundinnen auf der Straße. In der Stadt ergreift ihn die Pracht des ewigen Getöses, die hohen Häuser mit ihren Statuen darauf und die flitternden Galakleider der Edelleute derart, daß er kaum annehmen kann, daß es in der Stadt einen Mittwoch, Sonnabend und andere platte Bauerntage gebe, und nicht jede Woche ein hohes Fest von sieben Feiertagen habe (80). Walt war so zartfühlend, daß er sich scheute, sehr und bedeutend in einen Laden zu blicken, um nicht vergebliche Hoffnungen in der feilgebenden Brust zu erwecken (254); als er in einem Hotel übernachtete, überdacht' er lange, ob er nicht gegen die Menschheit durch Argwohn verstoße, wenn er den Nachtriegel vorschiebe (264). Nach einem Zwist mit seinem Bruder nahm er sich vor, alle schönen Züge desselben unbemerkt aufzuschreiben, um sie als Rezepte nachzulesen, wenn er wieder knurren wolle (347). Unverwüstlich ist sein Optimismus. „Im

durchsichtigen Netz seiner Phantasie fing sich jeder vorüberschießende Freudenfalter, jeder Stern, der stark funkelte, italienische Blumen, deren deutschen Treibscherben zwischen Shawls er auf der Gasse aufgestoßen, eine bekränzte, zwischen Andacht und Putz glühende Braut, ein schönes Kind, ein Kanarienvogel in der Webergasse, der mitten im deutschen Winter in Kanarieninseln und in Sommergärten hinüberschauen ließ und alles.“ An der Bude eines Samenhändlers hielt er vor, um den Samen von französischen Radieschen, Maienrüben, bunten Feuerbohnen, Zuckererbsen, Kapuzinersalat, gelbem Prinzenkopf zu denken und zu riechen und auf diese Weise (nach Vults Ausdruck glaub' ich) einen Vorfrühling zu schnupfen (363). Den Vater liebt' er als Kind am Sonntag stärker, weil er da rasiert war (373). Einem begegnenden Bettler handelt er den Stab ab und hat große Freude, daß er nun den Bettelstab, wovon er so oft gehört und gelesen, diesen letzten und dünnen Mast eines entmasteten Lebens, den dürren Zweig aus keinem goldenen Christbaum, sondern aus der Klag-Eiche, eine Speiche aus Irions Rad, wirklich in Händen halte. Seine Unvertrautheit mit den Hofsitten läßt ihn den Grafen Klothar aus Liebe sehr anstarren; im Park desselben grüßt er ihn jedesmal beim Vorüberwandeln, sodaß ihm der Graf schließlich auswich; den Gärtner, der ihm mit einem Blumenstrauß entgegen kam, drückt er, ohne diese Blumensprache zu verstehen, den seligsten Dank mit den freundlichsten Mienen aus und überwebte das Gesicht des Schenkers mit den finstersten, weil er keinen Heller gab (117). Da er gegen nichts soviel Mitleid trug als gegen weibliche Häßlichkeit, die er für einen lebenslänglichen Schmerz hielt, sah er Raphaela in einem fort mit unbeschreiblicher Liebe an, um ihr dadurch zu verraten, hofft' er, wie wenig er sich von ihren Gesichtsecken abstoßen lasse; diese aber wurde aufgebracht über seine vermeintliche Frechheit. Flitten, ihrem Verlobten, der als armer Teufel von der Schönheit nichts wollte als die Hand mit dem Heiratsgut, drückte er unter der Serviette die Hand und sagte

ihm die angenehme Schmeichelei: „Auch ich würde mit einer Häßlichkeit zuerst sprechen und tanzen vor vielen Schönen," worauf ihm der die Antwort gibt: „„Sehr galant! Sahen Sie aber je eine süperbere Taille?"" Sein Mitleid gegen Flitte führt ihn in fatale Verlegenheiten durch eine Bürgschaft und in heftigen Zwist mit seinem Bruder. Einen im Park des Grafen gefundenen Brief, Wina unterschrieben, läßt er der Schreiberin wieder zustellen, wodurch er in die Hände des alten Zabloki gerät und die Auflösung des Verlöbnisses zwischen Wina und Klothar, dem Adressaten, herbeiführt. Darüber gerät er in heftigen Konflikt mit Klothar, der ihn für einen Intriguanten hält. Hier ist dem Dichter übrigens ein Widerspruch passiert. Seite 207 sagt der Autor, Walt hätte einen Originalbrief nie gelesen, nach Seite 147 that er es aber doch; er las nicht nur die Unterschrift, sondern den ganzen Brief, was zu seiner Gewissenhaftigkeit nicht stimmt. Ebenso ist es sonderbar, daß er gegen alle Vorstellungen absolut für den Verschwender Flitte bürgen will, ohne sich wenigstens an die zehn verlorenen Stämme des Erbwaldes zu halten, die Flitte als seinen Teil erhalten hatte.

Der derbe, weltgewandte Vult ist in allem das Gegenbild seines Zwillingsbruders, nur nicht in dessen Redlichkeit und Wahrheitsliebe; rührend sind die Freundschaftszüge in dem brüderlichen Zusammenleben, den gegenseitigen Neckereien, den gemeinsamen Beziehungen zur Umgebung und namentlich in der gemeinsamen Liebe zu Wina dargelegt. Walt geht nie ein Licht darüber auf, daß er seinen Bruder zum Rivalen hat; dieser überzeugt sich in der getauschten Larve des Bruders beim Maskenball von der Gegenliebe Winas zu Walt und läßt dem Bruder stillschweigend das Schlachtfeld, indem er nachts entweicht. Besonders fein sind die Gegensätze zwischen beiden im Gespräch über ihre Kinder- und Schulzeit (K. 58) dargelegt.

Der alte Bauernschulz Harnisch ist eine prächtige Gestalt; er geht lieber wirtschaftlich zu Grunde, als daß er sein Amt

abgibt. Urkomisch ist sein Verhalten, als ihm Walt die Begegnung mit einem großen Dichter (unter dem Namen „Plato" ist Herder verstanden) schildert; während Walt sein Entzücken in den feurigsten Farben malt, harrt der Alte beständig, daß der Sohn endlich einen beträchtlichen Beutel hervorzöge, den ihm der große Mann in die Hand gedrückt, und unterbricht schließlich dessen Deklamationen mit der Frage: „Und er ist abgefahren und hat dir nichts geschenkt?", welche prosaische Gesinnung jenen unmutig aus allen Himmeln wirft. Von den übrigen Figuren ragt der ewige Kandidat und Dorfschulmeister Schomaker hervor. „Aus religiöser Freiheit glaubte er überall zu sündigen, wo er eilen und wagen sollte. Daher hatte er nicht den chirurgischen Mut, seine Schulkinder ordentlich zu prügeln — er ängstigte sich vor möglichen Frakturen, Wundfiebern und dergleichen —, sondern er suchte sie von weitem zu züchtigen, indem er in einer Nebenkammer dem Züchtling entsetzliche Zerrgesichter vorschnitt" (50). Fünf Gänse, die ihn vor der Thüre des Bauernhofes attakieren, machen, daß er sich nicht ins Haus getraut; als er dies erzählt, erwidert die satirische Jüdin, es seien eigentlich sechs Gänse vor der Thüre gewesen. „Oder auch sechs," entgegnet er arglos; „eine ist genug, wie ich gelesen, um einen Menschen durch einen wütenden Biß ganz toll und wasserscheu zu machen" (46). Eine Frühpredigerstelle und eine Ehe schlug er aus aus 11000 Gewissensskrupeln (24). Als ihn Vult das erste Mal trifft, wickelt er eben Arsenik in ein Blatt Papier, korrigiert aber vorher einen bemerkten Druckfehler auf demselben (22) — die „Fliegenden Blätter" haben diesen Witz später als neu gebracht. Es gab wenig Kasuisten und Pastoraltheologen, die er nicht gelesen, selbst den Talmud, nur um selig zu werden. — Wina ist gewissermaßen die Blüte der weiblichen Idealgestalten Jean Pauls ohne Zerfahrenheit und Nebel, sie tritt aber wenig hervor. Was bei ihr ganz einzig dasteht, ist die katholische Färbung. Auf Wina fällt ein leises, nur wohlthuendes Streiflicht aus ihrer Kirche. Klothar, der

starr protestantische, harte Bräutigam, zeigt sich in seiner Unduldsamkeit ihr gegenüber in ungünstigem Licht. Ihr Vater Zabloki (so hieß ein polnischer Dichter, 1754 bis 1821 — er schrieb u. a. „Die Liebeshändel eines Gecken") ist wieder der herkömmliche sittenlose Hofmann. Flitte, der nichts besaß als Zeit, und im Roman nur von seiner leichten Seite erscheint, sollte in der Fortsetzung noch in schlimmerer Beleuchtung hervortreten. Er hat einen Anteilschein auf ein Marseiller Kauffahrteischiff, auf den er ungezählte Schulden gemacht; aber das Schiff kommt nie zum Hafen. Dieser Zug ist eine Reminiscenz an die trübe Leipziger Studentenzeit, wo alltäglich die Speisewirtin mit der Frage zu Jean Paul hereintrat: „Nun, Herr Richter, ist das Geldschiff noch nicht da?" Die übrigen Gestalten, der Buchhändler Paßvogel mit der Raubvogelphysiognomie, der Kirchenrat Glanz, „dessen Gesicht die günstigste Selbstrezension auf seine gedruckten Predigten war," der hungrige Frühprediger Flachs, die häßliche Raphaela mit ihren sentimentalen Garteninschriften, die verführerische Jacobine, die dem arglosen Walt das Schicksal der neunten Testamentsklausel bereiten will, was natürlich bei Walt ganz unmöglich ist, der Hoffiskal Knol, der Dichter kreieren kann, obwohl er diese Art Wesen der Jurisprudenz gegenüber für unnütz hält und mit Linné die Nachtigall unter die Bachstelzen einreiht, sind sämtlich meisterhaft. Etwas unklar berührt, daß die Art, wie der Erblasser mit Walt bekannt und dazu bewogen wurde, ihn als seinen Erben einzusetzen, nicht näher dargelegt wird. Dies hätte doch zu einer schönen Scene Anlaß geben können; diese Unterlassung drückt der ganzen Fabel das Stigma des Unmotivierten auf. Auch daß der Erblasser nur erwähnt und von seinem als reich angedeuteten Leben nichts bekannt gegeben wird, ist vielleicht zu bedauern.

K. Katzenbergers Badereise. 1809.

Der derbe, geizige, aller Sentimentalität feindliche Doktor, der in seiner Sammelleidenschaft nicht immer die geraden Wege

einhält, in fürstlichen Höhlen Petrefakten einsteckt, unfrankierte Postpackete heimlich öffnet, weil er einmal einen Band „Poetische Versuche“ auf diese Weise erhalten — vgl. auch den komischen Haseneinkauf —, der die Tischgenossen durch seine medizinischen Reden zur Verzweiflung bringt, tritt dennoch in günstiges Licht gegenüber seinem Feind, dem glatten Damenarzt Strykius, der ihn als Rezensent seiner de monstris epistola wie ein böser Cerberus aus sieben Hundshütten resp. Zeitungen angebellt hat und den er dafür körperlich züchtigen will. Strykius gibt schließlich zu, daß er die Epistel erst nach der Rezension gelesen. In gleichen oder noch edleren Kontrast tritt der eitle Theaterdichter Nieß — Jean Paul hat gegen dramatische Dichter eine kleine Malice; selbst Herder muß gegen Schiller als der größere herhalten (K. 28) — dem prächtigen Hauptmann Theudobach gegenüber. Nieß hatte nämlich als auftretender Bühnendichter um seinen dünnen Alltagsnamen den Festnamen Theudobach wie einen Königsmantel umgeworfen; dies führt bei einem glänzenden Vortragsabend, wo der Eitle erst anonym auftritt, um sich dann als den berühmten Dichter zu demaskieren, zu einem Renkontre mit dem anwesenden Kavalier gleichen Namens, das durchaus zu Ungunsten des Deklamators ausfällt. Auch Theoda ist entrüstet, daß er sie auf der Reise unter fremder Maske über ihre geheimsten Empfindungen ausgehorcht, und wendet sich, obwohl sie dichterisch empfindsam ist, von dem Theaterhelden zu dem männlich-edlen wirklichen Theudobach.

Jean Paul scheint die Figur des cynischen Arztes aus Smollets Humphrey Klinkers Reisen entlehnt zu haben. Smollet war Jean Paul bekannt, im 38. Kapitel ist er sogar erwähnt.

Interessant ist, daß der berühmte Anatom Mäkel zu Halle eine lateinische Abhandlung De duplicitate monstrosa zur Erinnerung an den Katzenberger Jean Paul widmete (Spazier 5, 69).

L. Fibels Leben. 1812.

Wieder eine Idylle, aber in höherem Stile als der Fixlein und Wuz. Jean Paul hat sie in der bewegtesten Kriegszeit als ein Gegengift gegen die äußeren Aufregungen gedichtet. „Einige wenige harmlose, schuldlose, lichtlose, glanzlose Leute mit ähnlichen Schicksalen durchleben darin ihr Oktavbändchen — das Ganze ist ein stillendes Stillleben — eine Wiege erwachsener Leser zum Farniente — ein leises graues, laues Abendregnen, unter welchem statt der Blumen etwa die unscheinbare Erde ausduftet, wozu höchstens noch ein Fingerbreit Abendrot und drei Strahlen Abendstern kommen möchten".

Hier ist Jean Paul wieder in seinem Element, in dem ihm niemand den ersten Rang streitig macht. Etwas ungemein Kindliches, Liebevolles, Reines weht uns aus dem Leben des in Dorfschüchternheit heranwachsenden Gotthelf entgegen, der schließlich zum berühmtesten und verbreitetsten aller Schriftsteller, zum Fibelverfertiger, wird und sich thatsächlich als großen Autor träumt. Dieses anhaftende närrische, fast pathologische Moment seiner idyllischen Figuren ist für Jean Paul tief bezeichnend; er gesteht diesen Zug, der noch schärfer bei dem Helden des Kometen hervortritt, ohne Bedenken als seinem eigenen Innern entnommen ein, ja als tief menschliche Qualität, da jeder Mensch ein Stück vom Don Quichote habe und unsere Erdenzwecke, so hoch sie getrieben würden, doch dem göttlichen Sehnen der Menschenseele gegenüber nur zu Illusionen führten. Vom idealen Standpunkt aus sei alles Erdenstreben nur Donquichoterie und, das Glück in der eigenen Illusion zu finden, das Höchste, was hienieden erreicht werden könne. Diese schöne und aus tiefem Verständnis des Autors geschöpfte Interpretation hat Spazier gegeben, zu welcher Nerrlichs Flachheit, der darüber spottet, freilich nicht hinanreicht. In kein Werk hat Jean Paul soviel Anklänge an seine Kindheit gewoben; Fibel lernt als Kind alle möglichen Alphabete und kann das Vaterunser merikanisch und türkisch beten (cf. dazu Wahrheit aus meinem Leben

323); das Glück des ersten Druckbogens, dieses „Konfekttellers der Schriftstellerei, dieses Everdingschen Vorgrunds eines langen herrlichen Schreiblebens, dieses Lustlagers von tausend Hoffnungen," ist enthusiastisch geschildert. Mit diesen Jugendreminiscenzen kontrastiert seltsam das Wiederfinden des alten fast verschollenen hundertjährigen Greises, „der als hinterzeitiger, fast unheimlicher Menschengeist allein unter den eisgrauen Tausendschläfern und Bekannten übrig blieb und nun als Wache vor den alten Toten sehr kalt und befremdet ins närrische Neue des Lebens blickt." Vorzüglich ist auch der Vater Sigwart, ein alter Soldat, mit seinem: „es ist halt Welt", der zu seiner Frau immer Ja sagte, aber that, was er mochte, und auf so originelle Art sein Testament machte und starb. Das weibliche Element repräsentiert Dora, die liebliche Waidblume, ein weltscheues Kind wie Helf. Der Student Pelz, der die Ausführung des Fibelwerks leitet, der neidische Schulmeister Flegler, der die Reform des Schulbuchs anfeindet und an den Versen Fibels Mängel entdecken will, der gutmütige Fürst, der die Einführung des neuen Buchs befiehlt, sind ohne jeden Tadel. Urkomisch ist schon der Anfang des Werks: wie der vogelstellende Vater, der eben einen Finken auf die Leimrute anhüpfen sieht, der anmeldenden Wehmutter zuruft: Still! und, als dann die Hebamme den Neugeborenen hereinbringt, auch den Finken vom Fenster hereinzieht und, während Fibel und der Finke erbärmlich schrein, nur jeder anders, nichts sagt als: „Hab' ich ihn?"

M. Der Komet. 1820—1822.

Der letzte klassisch-schöne Roman des Dichters ist eine Höherführung des Fibel, worin die närrische Seite reicher ausgebildet ist, aber auch die symbolische in dem dargestellten Wahncharakter alles Erdenstrebens tiefer greift. Auch hier tritt der junge Jean Paul stark hervor; es ist überhaupt zu beachten, daß die lächerlichen Allüren des Helden, besonders sein Verhalten zum weiblichen Geschlecht, vielfach in einer ungemeinen

Zartheit des Empfindens gründen (auch Walt ist im Grunde nicht soweit von Nikolaus entfernt); nur die Entdeckung einer fürstlichen Abkunft und die Erfindung der Diamantenfabrikation lassen in dem phantasievollen Apotheker die Narrheit zum vollen Ausbruch kommen, die aber doch durch eine Reihe edler Züge, besonders Güte und Freigebigkeit gegen Arme, verschönert wird. Worble, der Jugendfreund, ist in seiner Mischung von Leichtsinn und Treue eine neue Figur im Bildersaal Jean Pauls; unverwüstlicher Optimismus hält ihn aufrecht in allen Lagen; die Possen, die er als Schulmeister, als Orgelspieler, als Veranstalter des magnetischen Gastmahls verübte, sind mit meisterhafter Komik geschildert. Ihm tritt als Pessimist der Zuchthausprediger Sülpitz gegenüber (seine Reiseleiden sind in zwanzig Nachkapiteln oder „Nesselblättern" geschildert). Der Vierte des Kränzchens, der Hofmaler Renovanz, sollte in seinem tückischen Charakter, der im vorhandenen Roman nur gestreift wird, erst in der Fortsetzung klar hervortreten. Eine ganz vollendete Figur ist aber der Heizer Stoß, der Sancho Pansa des Helden, der felsenfest an das Genie seines Herrn glaubt, und in seiner beschränkten Anhänglichkeit eine ungemein rührende Gestalt spielt. Dem Cervantes'schen Vorbild ist nachgeahmt die Schilderung des künftigen Fürstenlebens, die Ausmalung des fürstlichen Beilagers und Begräbnisses vor dem verblüfften Stößer, der trotz des gegenwärtigen Elends keinen Augenblick in dem Glauben wankt, daß alles einmal wirklich werde. Als ihm Nikolaus die Indizien seines prinzlichen Charakters aus den Geständnissen seiner Mutter mitteilt und aus der Geschichte die Menge illegitimer fürstlicher Kinder aufzählt, die nachher von ihren Vätern zu hohen Würden erhoben wurden, platzt der treue Diener heraus: „Warum sollten Sie auch nicht so gut wie einer ein fürstliches Hurenkind sein?" Eine weibliche Perle, zu den schönsten Frauenfiguren Jean Pauls gehörig, ist Libette, die ihrem Bruder treu ergebene Schwester, während die beiden anderen nur Spott für ihn haben. Sie sorgt für das Mahl

am Einladungstag der Verwandten, der als Tag des ersten Diamanten die Peripetie von trostloser Not zu unbeschränktem Glück bildet; sie ist es, welche als praktische und liebebesorgte Hauswirtin die Marotten des Bruders unschädlich macht und seine Schuldennot lindert; sie begleitet ihn auch auf seiner abenteuerlichen Ausfahrt zur Suche nach dem Fürstenvater und scheut sich sogar nicht, als das einzige Weib männliche Kleidung anzulegen. Diese herrliche Gestalt ist von den Kommentatoren immer übersehen und nie in ihrem Adel gewürdigt worden. Das Dämonische repräsentiert der unheimliche Narr, der sich Kain nennt und der dem gelinden Wahnsinn des Helden als grausige Folie entgegentritt. Seine Reden erinnern seltsam an einen jetzt lebenden genialen Wahnsinnigen, besonders die Tirade S. 358 über „die ewige Feigheit vor Gott und den Menschen" und die Philippika S. 384 ff. gegen die „Unteraffen, die vom Antichrist abgefallen sind und sich der Hölle unwürdig machen durch feige Frömmigkeit." Die entsetzliche Apostrophe am Schluß bildet einen Abschluß, der es nicht bedauern läßt, daß wir die Fortsetzung des Romans entbehren; denn welches passendere Ende wäre denkbar, als diese furchtbare Persiflage des Helden? Wem sträubt nicht die grausige Parodie eines erhabenen Wortes: „Vater Belzebub, ich bin wieder bei Dir, warum hattest du mich verlassen?" im Munde des aus der Hypnose erwachenden Wahnsinnigen die Haare? Und welch' wirkungsvollerer Abschluß ließe sich denken als das darauf Folgende: „Alle traten weit von ihm weg, nicht aus Furcht, sondern vor Entsetzen"?

III. Jean Paul als Sprachschöpfer.

„Es wird eine Zeit kommen, wo unsere Sprachforscher die Dichtungen Jean Pauls wie ein Goldfeld durchwühlen und jedes einzelne Korn sorgsam abwägen werden", sagt Adam Wolf in seinen „Erinnerungen an Jean Paul" (Lit. Jahrb. 2, S. 11). Da ich das Kapitel „Jean Paul als Sprachschöpfer

und Grammatiker" in meinem Hauptwerk S. 382—400 bereits behandelt habe, so bleibt hier nur eine kurze Nachlese übrig.

1. Seltene Wörter.

Dem oberflächlichsten Leser ist der ungemeine Wortreichtum der Sprache Jean Pauls bekannt. Jean Paul hielt sich schon als Student eigene Sammelhefte für eigenartige Benennungen, Fremdwörter, Synonyma, Wörter der Ruhe, der Aktion, der Zeit, des Ortes, von Idiotiken, Provinzialismen u. s. w. Förster hat darüber in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" referiert und ich habe jüngst aus dem gesamten Nachlaß weiteres bekannt gegeben. Es wird wenig Leser geben, die wissen, was Mißpikel (in Freudels Klaglibell), mutschirungsweise (ebenda), Murki (Firlein, am Anfang), Maskopeibruder (oft verwendet) bedeuten. Ersteres ist Arsenkies, das zweite Wort, von muotschar = Teilung, wird im Mittelhochdeutschen für gemeinschaftliches Regieren von Söhnen gebraucht, das dritte stammt aus Sternes sentimentaler Reise und ist ein lustiges Potpourri, das letzte Wort heißt Handelskompagnon. Der „diuretische Wolkenhimmel", Blumine 442, ist ein harntreibender, d. h. Regenhimmel, das „Eingeschneizel" (Hesperus 636, Siebenkäs 37) ist ein Ragout. Im Freudel heißt es vom Amtsvogt, daß ihm der Wind den Leichenmantel zu einem Fettschwanz „auflocht"; in der Reimerschen Ausgabe 64, 87 ist dies ganz richtig als Präsens von auflochen, aufbrachen, d. h. die Rinde der Harzbäume aufreißen, erklärt; dennoch schreibt bereits Hempel „auffflocht" und Nerrlich heißt dies in seiner Ausgabe bei Kürschner gut; er weiß eben nicht, daß Otto und Förster nach dem Wortlaut des Dichters und nach dem im Sechsämterland geltenden Provinzialismus geschrieben. Solche finden sich noch häufig, z. B. „Mir will schwanen" (Flegeljahre 225).

2. Neubildungen.

Solche sind außer den von mir schon in meinem Hauptwerk genannten: Rennleser, die beim Titelblatt stehen bleiben

(Grönl. Proz. 134); Zeitevangelist (Siebenkäs, Vorrede; für Zeitungsschreiber); Einling nach Analogie von Zwilling (Flegeljahre 75); Sitzling (Fl. 359); besiebnen (Katzenberger 111); Seelenkeuchsucht (Ästhetik 335; seelenhektisch steht schon bei Hippel); Dichtervornlinge, d. h. sich vordrängende Poeten (Ästhetik 294); die ästhetische Dreiuneinigkeit, womit Jean Paul die drei Hauptschulen meint (Ästhetik 8); Selbstler (Blumine 200); Ichling (Friedenspredigt 28); Aß und Trank (Komet 161); Lieblingin (Flegeljahre 100); ebenso schreibt Jean Paul an Friederike Otto, 5. Juli 1793: „Wir werden von einer menschlichen Nachtigallin fast zersungen“ (in der Hofer Gegend fügt man den Eigennamen bei weiblichen Personen gern das „in“ bei; so schreibt Jean Paul immer die Schnaubertin, Weinertin); Platztropfen analog Platzregen (Brief an Emmanuel, 30. Okt. 1794, in „Försters Denkwürdigkeiten“ I, 2). Leerscheu, d. h. horror vacui und Standland finden sich im Nachlaß: „Ich habe nicht nur einen anderen Standpunkt, sondern auch ein anderes Standland“. Hinterzeitig und Tausendschläfer (nach Analogie von Siebenschläfer) stehen in Fibels Leben S. 146; „er dankte geldlich“ kommt in den Flegeljahren vor; daselbst auch „ein dicker, überrockiger Landpfarrer“, ein „Frühstück, das ein Spätstück geworden war“ (317), ein kleines Aseitätchen (351), im Jubelsenior 99 „die verbuttete eingesunkene Hausmutter.“ Ein horazisches „Jahrneun“ hindurch wurde „des Jünglings Herz von der Satire zugesperrt und mußte alles verschlossen bleiben, was in ihm selig war und schlug, was wogte und liebte und weinte“, Vorrede zur Unsichtbaren Loge. Das harte Adjektiv „griechenzend“, das in der „Vorschule zur Ästhetik“ öfter vorkommt, hat jedoch schon Wieland in den „Abderiten“ in Bezug auf die Thrazier angewendet, nach Luthers vom Buch der Weisheit gebrauchtem Wort „judenzend“. Auch der Ausdauck „gottungläubig“ kommt irgendwo vor. Dem Streben Jean Pauls nach Sprachkürze

entstammen die Ausdrücke: Gemeinbote statt Gemeindebote (Fixlein 95), Hundsferien statt Hundstagsferien (ebenda am Anfang), Welt- und Geistlichkeit (Flegelj. 232), Kind- und Knabenheit (Wahrheit 352), Wahr- und Schönheit (Brief an Herders Gattin, 1. November 1801), Fortsatz statt Fortsetzung (Blumine 450), Leersinn in der Vorrede zu den Doppelwörtern, wo Jean Paul sagt: „Im Ganzen ist es recht, wenn alles Große nur kurz und daher dunkel ausgesprochen wird, damit der kahle Geist es lieber für Unsinn erkläre, als in seinen Leersinn übersetze.“ Term statt Terminus steht im „Lob der Dummheit“ und im „Kampanerthal“ 29; die Wissenschafter statt Wissenschaftsmänner (Blumine 309). „Krähwinkel“ als Typus einer beschränkten Philisterstadt ist von Jean Paul erfunden (im „heimlichen Klaglied der jetzigen Männer“), von Kotzebue aber in Umlauf gebracht worden, sodaß der Dichter das Wort eigens für sich reklamieren mußte.

Zu bemerken ist noch, daß der Dichter in den Jugendschriften gern Fremdwörter gebraucht und fast den buntesten Stil unter allen deutschen Autoren besitzt (daher er in der Vorschule die Puristen scharf mitnimmt), später aber, der allgemein erwachenden Liebe zu kerndeutschen Namen und zur deutschen Vorzeit entsprechend sich selbst purifiziert, ja sogar in Schöpfung neudeutscher Namen das Seinige thut. So entstanden die Wörter: Blumine für Flora, Bücherschau, Heerschau statt Revue u. s. w. Auch die Namen Liuta (Blumine 103), Theudobach, Theoda, Engeltrut ꝛc. zeugen für Jean Pauls Anteilnahme an der patriotischen Bewegung in der Literatur. Früher bevorzugte Jean Paul antike oder romanisch-moderne Namen für seine Helden: Viktor, Albano, Flamin, Roquairol, Ingenuin, Alithea, Gobertine, Liane, Idoine, Thienette u. s. w.

Ein Kapitel Jean Paul als „Metaphoriker“ werde ich seiner ungeheueren Bedeutung wegen gesondert nachbringen.

IV. Jean Paul als Politiker.

K. Ch. Planck („Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung") sieht in dem Paradiesvogel, „der in seinen Höhen die Erdenstöße und Brandungen des Lebens verschlummert" (Fixlein, Vorrede) oder im Luftschiffer Giannozo, der angeekelt von dem niedrigen Treiben des Menschengezüchts sich von der Erde in seine einsame Höhe emporschwingt, das getreue Bild des Dichters, dessen Helden nur „ideale Träumer" seien. Wie durchaus falsch diese Ansicht ist, habe ich in meinem Hauptwerk „Jean Paul und seine Bedeutung f. d. Gegenwart" im Kap. „Jean Paul als Politiker" S. 400—419 ausführlich gezeigt. Jean Paul, ungleich Goethe, interessirte sich sehr lebhaft für politische Fragen und griff wiederholt mit beredtem Wort in die Geschicke der bewegten Zeit ein. Seine „Friedenspredigt", seine „Dämmerungen", seine „politischen Fastenpredigten" sind leuchtende Denkmale seiner hohen Gesinnung, wie seiner Liebe zu seinem Vaterland und stehen nach Tendenz und Form neben Fichtes Reden an die deutsche Nation und seines Freundes Görres Glutworten im Rheinischen Merkur. Von kleinnationaler, blindgehässiger Agitation nach Art der Arndt und der Tugendbündler war allerdings der Dichter himmelweit entfernt. Er hatte einen höheren Standpunkt: den der vaterländischen Kultur, der geistigen Interessen, denen er die dynastischen und staatsrechtlichen durchaus nachsetzte, und vergaß als Schüler Herders und Lessings nie über dem nationalen Standpunkt den humanistischen und kosmopolitischen. Schon im „Lob der Dummheit" geißelt er den Fraktionspolitiker, der „jede Meinung verachtet, die nicht aus seiner Werkstätte kommt, jede Person, die nicht sein Freund ist, jedes Land, das ihn nicht geboren", und an einen Dr. Theben, dem er seine „Grönländischen Prozesse" zuschickte, schrieb er schon 1783: „Ich halte von der Liebe zum Vaterlande nicht viel. Die Theologen behaupten die Gleichgültigkeit des Begräbnisortes durch das Sprüchlein: Die Erde ist des Herrn; ich thue dasselbe beim

Geburtsort. Warum soll denn das Stücklein Welt, über das mich meine Mutter neun Monate als Embryo herumgetragen, mehr Liebe verdienen als der Fleck, den ich vielleicht viele Jahre mit gewichsten Stiefeln betrat? Warum soll mir die Kindheit meinen Aufenthalt mehr veredeln als das männliche Alter? Soll die Vaterlandsliebe unseren Freunden und Anverwandten gewidmet sein, so ist jedes Land ein Vaterland, denn überall findet man Freunde, oft mehr und bessere als man verlassen: auch würde dann folgen, daß meine Vaterlandsliebe mit meinen Anverwandten auswandern und sterben müßte. Auch ist es eine bekannte Bemerkung, daß die Liebe eines Landes sich wenig mit freier Aufklärung verträgt." Und gegen Jacobi bemerkt Jean Paul: „Für die Menschheit gäbe ich gern die Deutschheit[1]) hin; sobald aber beide einen gemeinsamen Feind haben, so wende ich meine Augen von diesem" (Frankreich ist gemeint). (Brief v. 24. Juni 1806.)

Ich habe schon früher bemerkt, daß man wohl im Auge behalten muß, daß Jean Pauls engeres Vaterland, jener Winkel im Frankenwald, rasch nach einander einen dreifachen Wechsel des Regentenhauses durchmachte. In die Jugendzeit Jean Pauls fällt noch die Regierung des elenden Markgrafen Alexander, der mit dem Fürsten von Hessen die Schmach teilte, seine Unterthanen zur Unterdrückung der amerikanischen Freiheit an England verkauft zu haben (Spazier 2, 144); dann kam das Land durch Erbschaft und Staatsraison an Preußen und Baiern, Länder, mit denen es keine Stammes- und Gefühlsverwandtschaft verband. Diese Konstellationen muß man im Auge behalten, wenn man die beißende Ironie gegen die Duodezfürsten in den Jugendschriften Jean Pauls in ihrem Grunde verstehen will und die Gleichgiltigkeit, ja Freude, mit der Jean Paul dem Zerfall der alten Reichsverfassung und der Kleinstaaterei durch Napoleon zusah. Ein ungezähmter Freiheitstrieb erwachte im jungen Jean Paul,

[1]) Wieder ein neues Wort.

genährt durch die Lektüre Rousseaus und die Strömung der ganzen Zeit. Adelige und Fürsten wurden das Stichblatt seiner Angriffe. „Eine Blattlaus hat mehr Ahnen als ein Elephant. — Bei den Vögeln, den vierfüßigen Tieren und den Menschen ist ein Raubtier König. — Der Stammbaum ist der Baum des Lebens, nicht der Erkenntnis" sind Sprüche aus seiner ersten Schriftstellerzeit. Er spottet, daß die Fürsten nur zwei bürgerliche Posten übernehmen: den Rektor Magnifikus und den Kutscher und an Cor. v. Örthel schreibt er 19. Juli 1783: „Sonst grub man in die Münzen das Bild der Dummheit, einen Ochsen . . und auch jetzt, doch hat man schon den Rumpf weggelassen." Im Titan S. 555 sagt Albano: „Ich bin noch nichts, kein Dichter, kein Künstler, kein Philosoph, sondern nichts, nämlich ein Graf."

Dem Dichter passierte es nun freilich, daß er gerade in aristokratischen Kreisen am ersten Anerkennung fand und sich auch nirgends lieber befand, sodaß er anfangs nur Residenzstädte zum Wohnort auserwählte und beim Umzug nach Bayreuth nur eines zu entbehren fürchtete — den Hof. So hat Jean Paul etwas von den Spielhagenschen Helden an sich, die am schärfsten gegen den Adel losdonnern und doch nirgends lieber verkehren als mit ihm. Doch ist bekannt, daß sich der Dichter im Umgang mit den Adeligen nichts vergab und dem Hofceremoniell sich nicht fügte. Sogar seinen Hund nahm er bei Einladungen mit, und als der Prinzenhofmeister Riedel ihn bei einem Hofkonzert in Weimar am 2. Dez. 1798 zum Anlegen des Degens bewegen wollte, erwiderte Jean Paul: „So ist's vorbei; andere werden durchs Ablegen des Degens degradiert, ich durchs Anlegen." Er hatte auch, um nicht den Rücken beugen zu müssen, eine ganz eigentümliche Art von Verbeugung. Er verneigte nämlich, und dies vor den Höchsten wie vor den Niedrigsten, nur den Kopf und zwar auf eine ebenso edle wie liebliche Weise, die, da er sie mit einer grüßenden Bewegung der rechten Hand verband, ebenso viel Selbstgefühl

als gutmütige Freundlichkeit ausdrückte" (Spazier 4, 83). Die nähere Bekanntschaft mit den höheren Kreisen, „die ich, ohne sie gesehen zu haben, zu schildern mich erfrechte" (an Otto Briefw. 1, 92), die Umgestaltung Europas und das erwachende nationale Bewußtsein, das auch auf den Dichter seine Rückwirkungen äußerte, bewerkstelligten allmählich eine Veränderung in seinen politischen und sozialen Gesinnungen. Früher hatte er die Republik als Ideal gefeiert. In den „Bemerkungen über uns närrische Menschen" (Reimer 62, 59 ff.) aus 1783 heißt es: „Dem Fürsten durch ein Gesetz die gesetzgebende Gewalt geben, heißt sich selbst vernichten; soviel als wollte einer seiner Geliebten alles aufopfern, sogar seine Liebe. Man kann nichts bewilligen und geben, als was man kannte und wollte; man kann also dem Fürsten keine Gewalt zu Gesetzen gegeben haben, die man nicht wußte. Aber auf der anderen Seite: wie weit erstreckt sich der Nachkommenschaft Verbindlichkeit, unter Gesetze sich zu bücken, die sie nicht gegeben? So wenig ein Volk einem anderen Volk Gesetze geben kann, so wenig die Mitwelt der Nachwelt." Die ganze Erörterung ist von Rousseaus Theorie des contrat social getragen, die gänzlich unhaltbar ist. Dann folgt der Satz: „In unseren Monarchien geht mit keinem großen Mann — er wird bloß lächerlich und verhaßt — ein ganzer Haufe höher; in Republiken macht er Mittelmäßige groß." Wie unrichtig das ist, zeigt die Geschichte deutlich. Später ist seine Vorliebe für Republiken geschwunden, wozu die Gräuel der französischen das Ihrige beigetragen, und Jean Paul sieht die Gesundung eines Landes vor allem in einem großen Staatslenker und angestammten Fürsten begründet. Überhaupt tritt ihm die Wichtigkeit der großen Persönlichkeit auch für das politische Leben mehr ins Licht. „Völker werden nur durch Einzelne groß" sagt er gegen Fichte (Bücherschau 82), der in einer auf breiter Basis durchgeführten Volkserziehung die Panacé aller politischen Übel sah. Und in den „Dämmerungen" mahnt er: „Das Genie ist die Seele des Volkes, die

Staaten steigen und ruhen nur auf wenigen Atlasschultern." S. 68. Vgl. mein Buch S. 405 ff. Der Fürstenerziehung hat Jean Paul in seiner Levana einen eigenen Abschnitt gewidmet, ebenso wie der Erziehung genialer Kinder, Kapitel, die man sonst in Erziehungsbüchern nicht findet. Im komischen Anhang zum Titan spottet er bereits über die Republiken, die „sich vor Geld mehr bücken, als vor Potentaten", und ganz besonders entflammt seinen Haß das protzige Kleinbürgertum, wie er es als Kuhschnappel („Hof wirst du in Kuhschnappel finden"; an Otto 2. Febr. 1799), Krähwinkel, Scherau persiflierte. Was er in Hof diesergestalt gelitten, vergaß Jean Paul nie. In der „Höfer Festtagszeitung" (s. Wahrheit ꝛc. 4, 23 und meine Publikation des Nachlasses), im Aufsatz über „Meine schlechte Nahrung", in den „Mixturen" (s. ebend.), in zahlreichen Stichen seiner Werke, so Loge 17, Teufelspapiere 18, in der Allegorie im Brief an Örthel v. 22. Juni 1783, die beginnt: „Es wohnte einmal ein Narr in einer Stadt, worin lauter Narren wohnten, während in anderen nur viele wohnen" (Reimer 62, 272), in der „Vorbemerkung" bei Reimer 65, 79, in seinen Briefen (so dem an Örthel 1. Okt. 1796, der in Försters Denkwürdigkeiten verstümmelt mitgeteilt ist, wie die Herausgeber überhaupt aus Rücksicht auf Hof dieses Wort immer mit * * * bezeichnen, und in zahlreichen an Otto) gibt der Dichter seinen Unmut über seine traurigen Erfahrungen an diesem Ort kund, und sobald er auf eigenen Füßen stehen konnte, kehrte er 1797 der undankbaren Stadt den Rücken, um nie mehr den Fuß in sie zu setzen. Seinem verstorbenen Freund Hermann ruft er nach: „Ruhe sanft von den Stößen des Glücks, von der Ungerechtigkeit der Höfer, für deren Stipendium du nicht reich und dumm genug warst, und von der Folter eines hypochondrischen, verbitterten Körpers!"

Von speziellen politischen Urteilen ist besonders das über Napoleon bemerkenswert. Über den durchaus selbständigen Standpunkt Jean Pauls in der Zeit der französischen Kriege

habe ich mich hinreichend ausgesprochen; nach dem Fall Napoleons begrüßte er die Wiederkehr der Bourbonen; denn „wer möchte den Franzosen lieber die Selbstverbrennung eines unauslöschlichen Bürgerkriegs und den glühenden, dreischneidig und spitz zugeschliffenen Zepter eines Bonaparte als die Ölzweig-Regierung eines an Jahren, an Unglück und in England mild gereiften Königs wünschen?“; desgleichen die heilige Alliance als Friedensbürgschaft (in den „Zeitbetrachtungen“ 1814, Blumine 309 ff.). Auffallend ist seine Abneigung gegen England; er gibt selbst Napoleon Recht, daß „er die Völker nicht als Schiffszieher der Briten will keuchen sehen“ (Friedenspredigt 33); England bedrohe uns auch durch seinen Kolonial- und Fabrikluxus (Dämmerungen 81), lege uns eine hundertjährige eiserne Kontribution auf, in jährlichen Messen zahlbar, Frankreich nur eine episodische; „der englische Leopard leckte unsere Lazaruswunden unermüdet mit seiner Vampirzunge sogar in unserem Schlafe, der französische Hahn hackte einigemal stark nach uns und weckte auf; lieber drei Bisse als ewiges Totlecken!“ (Dämmerungen 95).

Preußens führende Zukunft ahnt Jean Paul in den schönen Worten der politischen Fastenpredigten S. 122, Note: „Erwägt man, wie der preußische Staat immer nach geographischer und historischer Lage und Richtung Licht aus- und verbreitend gewesen, und daß die Lichtstrahlen in der letzten Zeit sich bei ihm zur hebenden Flamme des Staats verdichtet — rechnet man darauf die Verwandlung des jugendlichen Lern- und Lehrstandes in einen Wehrstand dazu, der Prüfung und Aushärtung und Kräfte in jenen zurückgetragen, so kann man die Verlegung einer Hochschule in eine Hauptstadt, nämlich das Zusammengreifen, wenigstens Zuammenstehen großer Wissenschafter mit großen Staats- und Geschäftsmännern, das wechselseitige Ineinanderknüpfen der Lehre ins Thun und das Erziehen der Jugend durch eine Pallas der Tapferkeit und Weisheit, so kann man dies alles für ein großes Mittel der Zukunft ansehen,

den Lücken der geographischen Abrundung durch eine geistige abzuhelfen; da zumal die in diesem deutschen Staat mehr als gewöhnlich hinaus- und umwirkende Hauptstadt mit ihren geistigen Armen so gut über den Rhein hinreichen kann als nach Königsberg." Zur geistigen Abrundung ist nun auch die geographische gekommen. Jeder Preuße wird diese Prophezeihung eines rein aus dem geistigen Gesichtspunkt und ohne nationale Vorliebe für Preußen gesprochenen Worts mit freudigen Gefühlen lesen und an das auffallend ähnliche Wort Gneisenaus erinnert werden: „Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution und der Wissenschaft allein ists, der uns zwischen mächtigeren Nachbarn aufrecht erhalten kann." Preußen hat diesen idealen Beruf hoch gehalten und daraus die Früchte gepflückt, die der höheren Intelligenz und Thatkraft immer vorbehalten sind.

Jean Pauls Auftreten gegen Sand (im Aufsatz über Charlotte Corday, 2. Aufl. Note 227) veranlaßte nach einer Mitteilung Funks eine Todesdrohung an Jean Paul. Dieser sagte darüber zu Frau Rollwenzel, die ihm den Brief überbrachte: „Liebe Frau Rollwenzel, ich fürchte mich nicht; die jungen Leute sind zwar jetzt sehr wild; aber mir thun sie nichts, denn sie lieben mich, das weiß ich." So konnte Jean Paul sprechen. Andererseits trat er aber auch gegen die Demagogenriecherei auf, die nach der Ermordung Kotzebues Deutschland verwirrte. In dem „Saalpater" der Vorrede zum 2. Band des Kometen, wollte man einen hohen preußischen Beamten erkennen, in den fünf Städten seien die fünf Vokale, eigentlich die Wissenschaften, verstanden, die trotz aller Verfolgung sich immer zu verstecken wüßten (Spazier 5, 156), daher das Buch in Österreich verboten wurde.

Es ist oft beklagt worden, daß durch die klassische deutsche Litteratur kein Zug zum öffentlichen Leben wehe; unserem Dichter speziell wirft Treitschke die „schwere Stickluft armseliger Kleinstädterei" vor, wie andererseits „den dünnen Äther idealer Bedürfnislosigkeit," wo die Menschenbrust nicht mehr atmen könne

(Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert I, 203); aber Hillebrand sagt dagegen in „Zeiten, Völker und Menschen" mit Recht, daß gerade der innere Adel der deutschen Dichtung auch dem öffentlichen Leben wieder Idealismus und Begeisterung eingehaucht habe, und „eben weil die Kreise, aus denen diese Litteratur hervorging, der Wirklichkeit so fern standen, konnten wir zu dieser einzigen Freiheit der Weltanschauung kommen, welche unsere Nation vor anderen auszeichnet." War Jean Paul auch kein sogenannter patriotischer Dichter, die überall zu den untersten Bewohnern des Parnasses zählen, so ist das nationale Gepräge bei ihm bis in den letzten Satz so ausgeprägt — weit mehr als bei Schiller und Goethe — daß man umgekehrt ihm vorwerfen könnte, daß er nie in eine ausländische oder vergangene Denkweise sich versetzen konnte. Die sogenannten Ausländer seiner Romane sind gute Deutsche oder blasse Abstraktionen; die Antike wie das Mittelalter existierten nicht für den Dichter; Jean Paul ist durchaus modern, und zwar Thüringer, freilich auch kosmopolitisch human im edelsten Sinn des Wortes. Er konnte letzteres sein, weil er nicht in ein engeres Staatstum verwachsen war und sein Interesse für heimatliche Kultur und Sitte mit den Menschheitsinteressen ohne Einbuße zu verknüpfen vermochte. Hillebrand schreibt sogar sein Unbekanntbleiben im Ausland dem Umstand zu, daß er „ganz im Nationalen befangen blieb". Auch als „Dichter des Hauses", als den ihn Riehl anerkennt, und zwar im Gegensatz zu manchem Heroen der Poesie, verdient Jean Paul eine hervorragende und wahrlich auch national-patriotische Stelle.

Jedenfalls hing unser Dichter wie keiner innig an seinem Vaterland — „Germanorum libertatis assertorem eximium" preist ihn das Heidelberger Ehrendoktordiplom; aber der Mann, der im Titan gesprochen: „was große Thaten sind, kenne ich gar nicht, ich kenne nur ein großes Leben, jenen ähnliches vermag jeder Sünder", darf nicht mit dem Maßstab gemessen werden, wie ihn der nationale Parteipolitiker anlegt. Seien

wir getröstet, daß unter den Ersten, die dem deutschen Namen Ehre gebracht, stets glänzen wird als ihr edelster Sohn der, dem Hermann Lingg die schönen Worte gewidmet:

„Die Völker irrten in Jammer und Not
Verblutend in Schlachten, erdrückt vom Tod —
Doch nimmer wich Dein Vertrauen.
Du wußtest noch immer durch Nacht und Grauen
Ein Bild der Menschheit aufzubauen,
Ein Eden der Zukunft zu schauen.

Das ists, was unüberwindlich schafft:
Der lautere Mut und die geistige Kraft,
Die keiner Enttäuschung erlieget.
So wallest Du über dem schweigenden Grab
Und rufest zu Deinen Menschen herab:
„Liebt, hoffet und danket und sieget!"



Nachtrag I. (Briefe.)

Durch die Güte des Frl. Laura Kallenberg, der Urenkelin des Dichters, bin ich in den Stand gesetzt, folgenden nur teilweise gedruckten Brief Jean Pauls an seine Gattin, die in Berlin ihre Verwandten besucht hatte, zu reproduzieren. (Das Eingeklammerte steht in Wahrheit aus Jean Paul Friedrich Richters Leben 8, S. 234 und 235).

Bayreuth, Freitags 21. Februar 1820.

Meine Teuerste! Vorgestern empfing ich Deinen lieblichen Brief und alles geht richtig. Deinen vorigen Fuhrmann Krotsch mit demselben Knecht schicke ich Euch Beiden den 24. (Montags, denn nach Leipzig braucht man 4 Tagreisen) entgegen für 50 fl., wobei er aber alles, auch die teueren Zollgelder trägt. Verlangte nicht ein Brief von Dir, der morgen kommen könnte, etwas Geändertes: so folge ich Deinem allerneuesten Wunsch und habe daher den völligen Abschluß auf Morgen verschoben. Durch Altenburg kommst du sonach schwerlich. Die Kälte hier von 22° (am 16. Jenner) hat durch Vorkehrungen meines Fußes und meines — Kopfes nicht im Geringsten auf mich gewirkt und ich habe also Assekuranz gegen alle künftigen Winter; dagegen hat mich dieser mit Blutbeulen geziert, die nicht sehr schmerzen, aber sehr beschweren, und es blüht jetzt noch eine an der Wade, eine am Schenkel, eine am Ellenbogen und eine kleine an der Kniescheibe. Etwas magerer seh' ich aus, aber ohne Verlust meiner physiognomischen Reize. Zur Welden kann ich wegen ihrer Abwesenheit und meiner Beulen gar nicht und zu den drei Grafen (von Thurnau und Sachs) gehe ich Sonntags. Sie war selber bei mir, mich zu einem kleinen Konzert einzuladen,

aber Otto gab auf mein Verlangen[1]) Hoffnung zu kommen — und so kam ich denn auch nicht.

Warum soll denn Otto Deinen Brief lieber bekommen als Emmanuel? Diesen ziehe ich für mich jetzt weit vor. Kälte kommt wahrscheinlich erst Ende Monats; gleichwohl sieh' Dich recht vor! Von Deinen ankommenden Pelzwaren werd' ich nie etwas anderes gebrauchen als die Strümpfe in der Gichtnot. [Du irrst, wenn Du meine Vorstellungen von unserer Zukunft für übertreibende hältst. Du zuweilen, aber nicht ich, glaubtest, eine Entzückung könne fortdauern. Ich male mir sogleich hinter den ersten Wochen[2]) die 20. u. s. w. und ihre Witterung, ich schließe aber eben nicht aus ein paar Maifrösten, daß der Winter da ist, sondern glaube an den Mai, der in Deinem und meinem Leben jedes Jahr um mehrere Monate länger wurde. Von dieser still wachsenden Festigkeit und Begründung des Liebens hat eigentlich der Mann die hellere Überzeugung, indes eine Frau alles zu sehr nach Minuten und nach äußeren Zeichen schätzt. Aber eine rechte ehliche Liebe leidet dadurch eben sowenig wie eine elterliche. —

Vom schönen Berlin wirst Du mit Schmerzen, doch nicht mit zu großen, scheiden; denn Du kannst doch wissen, daß Du nach meinem Leben dort Deines beschließen und nachgenießen[3]) wirst.] — Der beste Empfang für Dich wird bei uns die Ordnung sein, woran das weibliche Geschlecht mit Freude und Muße zu schaffen anfängt. — [Auf Deine Abenderzählungen], mir interessanter als die besten von Buchner, [freue ich mich unsäglich], da mich alle Gegenstände derselben so interessieren.

(Es folgt ein Rat über Umwechslung der fremden Geldsorten. Der Brief schließt mit den Worten:)

[Komm' an mein Herz so froh, wie Deines es verdient!]

Grüße!

R.

---

[1]) Hier scheint „nicht" ausgefallen zu sein.

[2]) Nicht „der ersten Woche", wie in Wahrheit u. s. w. gedruckt steht.

[3]) Nicht „noch genießen", wie l. c. gedruckt ist.

Aus derselben Quelle sind mir eine Anzahl Briefe des Sohnes Max an Jean Paul zugekommen. Max bedankt sich am Geburtstage seines Vaters für die „unendlichen Wohlthaten", „die reinen Lehren und Ermahnungen"; kein Tag im Jahr sei ihm so lieb als dieser; er sei ihm ein „froher, aber zugleich ein religiöser" Tag, „indem ich mich an das erinnere, was Du mir gethan hast und mir vornehme, täglich gegen Dich gehorsamer zu werden". Er bedauert nur, dem Vater für seine Liebe keine entsprechende Gegengabe, sondern nur Wünsche schenken zu können, versichert jedoch, daß er täglich sein innigstes Gebet für ihn zu Gott richte.

Max studierte in München und Heidelberg Philologie, verlor aber den Geschmack an dieser „menschlichen Wissenschaft" und wollte — sei es aus eigenem tiefreligiösen Gemütsdrang, sei es durch Einflüsse seiner Lehrer und Lektüre — sich der Wissenschaft der Offenbarung, „des freien Geschenkes Gottes", widmen. Diesen Wechsel schlug ihm der Vater rund ab. Er schreibt am 20. Februar 1821 (der Brief ist teilweise bei Wahrheit 2c. 8, 290 und 291 gedruckt): „ . . . Die alten Lehren der Orthodoxie samt den Lehren vom Sündenfall, Genugthuung und Verwandtem ließ ich längst in den finstern Winkeln, welchen sie Lessing, Hemsterhuis und zum Teil Jakobi übergaben.[1]) Mich erquickt Dein religiöses, frommes und von Gott begeistertes Gemüt; aber B[aader], K[anne], D[aub] und sogar der unbedeutende F[euerbach][2]) haben Dir Deinen frischen Lebenssinn weg- und eine enge Orthodoxie eingepredigt, bei welcher am Ende alles Feuer der Wissenschaft, sowie meine Hoffnungen von Dir sinken müssen. Zu einer Umänderung Deines Studierplans sage ich geradezu Nein, weil zu einem Doktor der Theologie jetzt Zeit — bei dem ungeheuren Umfang dieser meinenden Wissenschaft — und Geld[3]) und noch mehreres

[1]) Dieser Satz fehlt im Druck.

[2]) Die Namen sind im Druck nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet.

[3]) Dieser Zusatz fehlt im Druck.

fehlt. Was Deine Seele als theologische Nahrung bedarf, kann sie auch auf der philologischen Laufbahn seitwärts ohne gelehrtes Erlernen sich verschaffen. Aber die rechte und wahre Gotteslehre findest Du nicht in der Orthodoxie, sondern in der Sternkunde, Naturwissenschaft, Dichtkunst, in Plato, Leibnitz, Antonin, Herder, eigentlich in allen Wissenschaften auf einmal.[1]) Hörst Du Paulus zuerst, wirst Du ohnehin meiner Ermahnung nicht bedürfen. Hegel ist der scharfsinnigste unter allen jetzigen Philosophen, bleibt aber doch ein dialektischer Vamphyr des inneren Menschen. Lies doch im ersten Band des Kometen den letzten Aufsatz: Traum über das All — mein bester seit langer Zeit!" Dann warnt Jean Paul den überfleißigen Sohn vor zu vielen gleichzeitigen Studienfächern: „Nichts erdrückt mehr dem Geist alle Springfedern, als das Auflassen mehrerer Kollegien hinter einander; die Kornsäcke der Kenntnisse werden da nur faul getragen, aber nicht zum Selbertragen auseinander gesäet."

In Försters „Wahrheit aus Jean Paul Richters Leben" 8, S. 286 ist der bald erfolgende Tod Maxens (Sept. 1821) geradezu als eine Folge seiner Versenkung in den „theologischen und philosophischen Supranaturalismus" hingestellt: Diese Lehren „umstrickten seine Sinne, trockneten seinen Geist aus (?) und führten ihn, der alles mit heiligem Ernst erfaßte, durch alle Martern eines langsamen Todes (!!?) zum Gefühl moralischer und intellektueller Nichtigkeit (??), das dann, da der bereits matt- und wundgetriebene Körper seinen Dienst versagte, zur schnellen Auflösung führen mußte." Solche Abgeschmacktheiten richten sich selbst. Max starb an einem Nervenfieber, an dem Überanstrengung, aber wahrlich nicht Hegel und Kanne schuld haben konnten; sonst müßten beide unter der deutschen Jugend eine verheerende Niederlage angerichtet

[1]) Im Druck steht: findest Du nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften auf einmal. Das Folgende fehlt ganz bis auf den Satz über Hegel.

haben. Es ist im Gegenteil kein Zweifel, daß Jean Paul von seinem hochbegabten Sohn an Verständnis für den Zeitgeist und die gesteigerte Kulturentwicklung überflügelt wurde. Jean Pauls ungeschichtlicher Theismus, der in absoluter Höhe über allen nationalen und historischen Besonderungen des Gottesbegriffs und Kultus stand, hatte für ein mystisch angelegtes Gemüt etwas Herbes, Frostiges, und war ebenso wie der Deismus der Aufklärungsphilosophie von der mächtig gesteigerten Geistesentwicklung bereits überwunden worden. Man hatte nun gelernt, den konkreten Gestaltungen in Religion, Kunst und Politik mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Nachdem Herder den Anstoß gegeben, folgten die Schlegel, Görres, Schelling und Hegel dem bezeichneten Weg und suchten in der historischen Methode ein tieferes Verständnis der Menschheitsentwicklung zu gewinnen, als es die reine Spekulation hatte geben können. Das Thatsächliche trat in den Vordergrund im Gegensatz zu den unfruchtbaren Gespinnsten eines absoluten Rationalismus. Damit aber mußte die Essenz des Völkerlebens, die religiöse Idee und selbst die Mythologie an Wert gewinnen, die vordem im Lichte der absoluten Aufklärung nur als Absurdität gefaßt werden konnte. Die Idee der stufenweisen Offenbarung und der Kulmination aller Erleuchtung im Christentum bildete nun den Mittelpunkt des Forschens, namentlich seitdem Creuzers standard work, die Symbolik, die tiefe Wahrheit und den Zusammenhang der mythologischen Symbole klar gelegt. Damit erstarkte auch das konfessionelle Bewußtsein, und es ist kein Zufall, daß in der Herrschaft der Romantik sowohl das katholische als das protestantische Kirchentum neu auflebten. Dort waren Görres und Friedrich von Schlegel, hier Kanne, Thiersch und Creuzer die Führer. Der historische Geist bildete dort wie hier die Brücke von Hegel und Herder herüber. Es war kein Wunder, daß Max, der Schüler Creuzers, sich dem Impuls der Zeit hingab und von den abgeschmackten und ideenlosen Deutungen

des erhabensten Buchs der Welt, wie sie ein Paulus in Scene setzte, unbefriedigt abwandte. Jean Pauls gigantische Phantasie hatte selbst den einsamen und monotonen Dual: Gott und Unsterblichkeit, in den sich seine Theologie zusammengezogen hatte, zu beleben und poetisch zu bekleiden vermocht; seine Gemütswärme und mystische Veranlagung hatte sich — gegenüber dem abstrakten Deismus eines Mendelssohn und Nikolai — in einen unmittelbaren Verkehr und eine geheimnisvolle Führung der Gottheit geträumt und seltsame Fügungen und Wunder der Vorsehung in seinem Leben aufzuspüren gewußt (s. mein Hauptwerk S. 221—229); diese ans Abergläubische streifende Überzeugung hatte ihm den religiösen Glauben ersetzt und alle kirchlichen Formen, Kultusakte, Ceremonien, Autoritäten entbehren und geringschätzen lassen; aber solcher Glaube war eben auch nur auf das persönliche Individuum zugeschnitten und konnte in seiner rein spirituellen Gestalt nie Lebensform einer öffentlichen Genossenschaft werden. Mit der Wertgewinnung der öffentlichen und geschichtlichen Organisationen fiel auch dieser Subjektivismus und Solipsismus. Nicht einmal der eigene Sohn des Dichters konnte ihn retten und fortpflanzen. Jean Paul fehlte das Organ für die großen öffentlichen Korporationen. Staat wie Kirche sind ihm in ihrer Eigenart stets gleichgültig gewesen (ähnlich wie Goethe); so tief und so reich er das individuelle Leben zu schildern vermochte, so fremdartig stand er, der Kleinstädter und Kleinstaatler, den großen Organismen und weltgeschichtlichen Tendenzen [1]) gegenüber.

Es wäre äußerst interessant gewesen, zu sehen, wie der Sohn eines solchen Geistes nach solcher Schulung und unter dem

---

[1]) Wie flach ist z. B. Jean Pauls Ansicht über die Macht der christlichen Idee im Brief an Otto vom 26. März 1793: „Wäre das Christentum in die republikanische Blüte Roms gefallen, so hätt' es seine Äste und Wurzeln nicht weiter herum getrieben, als bei uns der Herrnhutismus; aber Roms Heidentum war durch frühere Hände gefällt als christliche, durch monarchische". (Briefw. I, 118 und 119.)

Einfluß der wettstreitenden Mächte sich entwickelt hätte. Das Schicksal hat uns diesen Anblick nicht vergönnt.

Nachtrag II. (Bemerkungen.)

1. Zum Urteil Jean Pauls über die Krüdener, die der Dichter nach dem Brief an Charl. v. Kalb vom 16. Mai 1796 zum ersten Mal in Bayreuth getroffen hatte, sind die einem Brief an Örtel beigefügten (in Wahrheit aus Jean Pauls Leben 5, 174 ff. gedruckten) Nota wichtig, die von dem in diesem Buch S. 44 Mitgeteiltem etwas abweichen, aber von Jean Pauls Besonnenheit, Scharfsinn und Gerechtigkeitsgefühl dem Tagesklatsch gegenüber laut Zeugnis geben. Die daselbst zum Vergleich herbeigezogene Dame (im Druck mit * * * verdeckt) ist Charlotte von Kalb. Ich habe das im Besitze des Herrn Förster befindliche Original selbst eingesehen. Sonstige Auslassungen habe ich im Euphorion berichtigt.

2. Zur Aussprache des Namens Jean Paul (s. S. 98) ist jeden Zweifel beseitigend die aus den letzten Lebensjahren stammende Anweisung des Dichters in „Wahrheit aus meinem Leben" 2, 9: „Statt Jean Paul—Pohl oder Schang oder Schang Pohl".

3. Der Titel „Biographische Belustigungen" ist, wie der Brief an Otto, 22. August 1795, ergibt, Rösels „Insektenbelustigungeu" nachgebildet.

4. Zum 91. Kapitel des „Titan" ist vielleicht Laclos, Liaisons dangereuses, lettre 85. beizuziehen. Hier spielt die Marquise de Meurteuil dem Roué Prévan denselben Streich, wie die Fürstin des Titan dem Minister Froulay.

Druckfehler.

S. 28, Z. 8: am Ende ist statt „als“ und zu setzen.
S. 28, Z. 9: statt „Gestorbenes“ Gestorbener.
S. 86, Z. 26: statt „307“ 116.


Princeton University Library
32101 074766005

